Der Bund der Sieben.

Lustige Knabenstreiche

von

Rudolf Berg.

Band 10:

Der Ausflug nach dem Galgenhof



Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.
Berlin SO 26, Elisabeth-Ufer 44.

Druck P. Lehmann G. m. b. H., Berlin SO 26

Der Ausflug nach dem „Galgenhof“.

Seinen Geburtstag feierte Bernhard Pannemann, einer der sieben Bundesbrüder aus dem Hause Heinrichstraße 19. Wenn er auch etwas arm im Geiste war, so hatte er für sein Alter eine erfreuliche Körperfülle erreicht, daß er den Beinamen Rollmops mit gutem Rechte führen durfte.

In letzter Zeit war Bernhard in der Schule fleißig und daheim immer so brav gewesen, daß er an seinem heutigen Wiegenfeste von seinen Eltern reichlich beschenkt wurde, ja, sein Vater tat noch ein übriges, er gab dem guten Bernhard ein blankes Zehnmarkstückchen, damit er mit seinen Kameraden, die alle ziemlich gleichaltrige Burschen waren, sich einige vergnügte Stunden machen könne.

Rollmops säumte denn auch nicht, seine sechs Bundesbrüder, die ihn schon frühmorgens mit Gratulationskarten erfreut hatten, zu einem Ausflug, auf dem eine „Stärkungseinkehr“ selbstverständlich war, einzuladen.

Ein heiterer, sonniger Frühlingshimmel grüßte von oben herab die kleine, lustige Schar, als sie nachmittags den Ausmarsch antrat. Kaum, daß sie die Stadt im Rücken hatten, so ging ein lustiges Treiben der Sieben los: zu dem gleichmäßigen Marschschritt wurden Lieder gesungen, man blies auf Schalmeien und Mundharmonikas, um die Tritte im richtigen Tempo zu erhalten.

Etwa eine Stunde dauerte die Wanderung, dann war das Ziel, der „Rabengrund“, eine wildromantische Gegend, in die nur selten der Fuß eines Wanderers oder Jägers sich verirrte, erreicht. Nachdem man ein wenig geruht und gleichzeitig mit

dem Inhalt der grünen und roten Trommeln sich gestärkt, machte man sich an die Arbeit, das heißt, es wurde nach seltenen Käfern und Mineralien und sonstigen für Knaben begehrenswerten Artikeln aus der großen Rüstkammer der Natur gesucht und damit die geleerten Blechbüchsen gefüllt. Zur Abwechselung führte man Ringkämpfe aus, schlug Räder, machte Kopf- und Handstände und trieb allerlei sonstige Allotria.

„Ich habe Hunger!“ rief Rollmops als erster, der das Stärkungsbedürfnis bei sich entdeckte. „Wir wollen hinunter ins Dorf, dort halten wir in der Bauernschenke Einkehr, und Ihr seid meine Gäste.“

Unter den Bundesbrüdern brach ein Jubel aus, und alle freuten sich auf die Genüsse, die ihnen in der Schenke gratis zu teil werden sollten.

„Spannt Eure Erwartungen nicht zu hoch,“ mahnte Rollmops, „denn erstens ist mein Geldvorrat vielleicht nicht so groß, wie Ihr Euch denkt, und zweitens wird die Vorratskammer des Bauernwirtes am Ende die Leckerbissen nicht aufzuweisen haben, auf die Ihr Eure Zungen und Gaumen spitzt. Es wird gut sein,“ fügte der Dicke lachend hinzu, „wenn Ihr Euch darauf gefaßt macht, mit Butterbrot, Käse und sonstigen Erzeugnissen des Kuhstalles bewirtet zu werden.“

„Da bist Du im Irrtum, Bruder Rollmops,“ widersprach Lackstiebel, „wenn Du glaubst, daß es mit der Vorratskammer einer Bauernschenke gar so mager bestellt sei. Wozu hat denn unser Herrgott die allerliebsten Borstentiere geschaffen, die uns Würste und den saftigen Schinken liefern? Und heute, an Deinem Geburtstage, muß uns etwas aufgetafelt werden, das gut schmeckt.“

„Na ja, Du kannst schon essen, was Dir gut schmeckt, ich zahl's,“ schloß Rollmops mit einer stolzen Gebärde diese Unterhaltung. Man verfügte sich also nach der Bauernschenke, in der, wohl wie immer um die Vesperzeit, kein Gast anwesend war.

Um den großen Eichenholztisch in der Stubenmitte nahmen die sieben Kerle Platz, und ließen sich von dem blaubeschürzten Bauernwirt, dessen Gesicht außer einer großen Nase auch einige gutmütige Züge aufzuweisen hatte, reichlich auftragen, und Rollmops verabsäumte es nicht, als Gastgeber seine Kameraden zum festen Zulangen aufzumuntern.

Endlich waren alle gesättigt und man rüstete sich zum Aufbruch. Eben wollte Moor nach dem Wirt, der ins Nebenzimmer getreten war, rufen, als Rollmops erbleichend mit gedämpfter Stimme hervorstieß:

„Meine Geldbörse ist futsch! Gewiß ist sie mir drüben beim Kopfstand oder Radschlagen aus der Tasche gerutscht!“

Die Kameraden hörten zwar die schlimme Botschaft, doch fehlte ihnen anfangs der Glaube. Dann aber, als sie sahen, daß es Ernst und kein Spaß war, eilten drei von ihnen zurück nach dem Rabengrund, um nach dem verlorenen Wertstück zu suchen. Nach einer geraumen Weile waren sie wieder da, doch mit leeren Händen — die perlengestickte Börse nebst goldigem Inhalt war nirgends aufzufinden gewesen.

„Kerle, wer Geld bei sich hat, der steuere zur Zeche bei, daheim bekommt er es wieder," entschied jetzt Rollmops niedergeschlagen.

Das Mißgeschick wollte aber, daß heute die meisten ohne alle Barmittel sich auf die Socken gemacht hatten, und die wenigen Nickel und Pfennige, die einzelne bei sich führten, konnten in Anbetracht der Höhe der Zeche gar nicht ins Gewicht fallen. Was nun beginnen? Guter Rat war teuer. Alle saßen wieder um den Tisch, steckten die Köpfe zusammen und hielten Rat, auf welche Weise man sich aus der heiklen Affäre ziehen konnte. Endlich hatten sie sich über ein Rettungsmittel geeinigt und der entworfene Plan wurde augenblicklich ins Werk gesetzt.

„Herr Wirt — Onkel Wirt — Papa Wirt — zahlen, zahlen, zahlen," rief Max Zwiesel, der Indianer, mit einer Stimme, als habe er sich plötzlich in eine wirkliche Rothaut verwandelt.

„Geh, Du hast nichts zu bezahlen — ich werde berappen," fiel Herkules gleichfalls mit voller Lungenkraft ein.

„Unsinn, ich bin heute dran!" schrie Puritz, der Lackstiebel.

„Nein — ich — ich — ich — ich!" tönten die Stimmen der vier übrigen durcheinander.

Jeder, der die Hand in die Tasche versenkte, oder sein natürlich leeres Portemonnaie zum Vorschein brachte, wurde von den übrigen angefallen, die sich alle um den Vorrang, zahlen zu dürfen, stritten.

Der Wirt rieb sich still vergnügt die Hände und trat schließlich in die aus einem solch ungewöhnlichen Anlaß sich zankende Knabengruppe. Und wohl in dem Glauben, daß er lauter „Rothschildsöhnchen" vor sich habe, sagte er, sein Käppchen lüftend:

„Erlaubt mal, Sie junge Herrens, wozu den Streit? Hier sind sieben Streichhölzchens, soviel sind Sie da, von eins davon brechen wir die Kuppe weg, und nu frisch gezogen, wer kurz Holz erwischt, der zahlt, Basta!"

„Jawohl — bravo! so machen wir's!" riefen einige der Kerle. Doch die Mehrzahl war damit nicht einverstanden; sie machte allerlei Einwendungen, und Herkules rief endlich:

„Ich weiß, wie's besser gemacht werden kann. Herr Wirt,

Sie müssen selbst und in höchst eigener Person als ein Werkzeug des Schicksals eingreifen und die Entscheidung herbeiführen."

„Gern, junger Herr! Sagen's nur wie?"

Herkules zog ihm sein blau- und weißkariertes Schnupftuch an einem heraushängenden Zipfel aus der Tasche und fuhr fort:

„Hier, dieses Ihr sauberes Tüchel bind' ich Ihnen um die Augen, dann haschen Sie nach uns und wen Sie zuerst fangen, der blecht."

„Der blecht!" riefen die andern im Chor.

„Einverstanden!" sagte das kluge Bleichgesicht. „Wer zuerst erwischt wird, der blecht, und die andern haben kein Mundspitzen mehr zu machen!"

„Na, da meinswegen," nickte der Wirt, dem das muntere Gebaren der sieben Burschen Spaß zu machen schien. „Stell'n ma erscht den Tisch und die Stühle ein wenig auf die Seite. So! Nu kann's losgehn!"

Das „Blindekuhspiel" nahm in bekannter Weise seinen Anfand. Lärmend umtanzten die Kerle den durch sein eigenes Taschentuch geblendeten Wirt, doch nur wenige Sekunden lang, dann schlüpfte einer nach dem andern durch die Tür ins Freie. um sofort im nahen Wald zu verschwinden. Herkules als der letzte klatschte mehrmals in die Hände, dann machte er „Pst, pst!" und auch er war weg.

Ahnungslos setzte der Wirt allein das Spiel fort.

„Dunnerkiel, wo sind's denn alle! Einen muß ich doch derwischen!"

Sprach's und setzte sich in Sturmlauf. Im nächsten Augenblick schon plumpste der korpulente Mann über einen Stuhl seiner ganzen Länge nach zu Boden. Er riß sich das Tuch von den Augen, stand auf und spähte um sich. Kein Mensch mehr da, die Bude leer. Doch seine arg aufgestoßene Nase, die um ein bedeutendes an Umfang zugenommen hatte, mochte Ursache sein, daß noch eine Weile verging, ehe er begriffen hatte, daß man ihn gefoppt, daß er das Opfer eines Jungensstreiches geworden war.

Im ersten Aerger wollte er stehenden Fußes aufs Amt laufen und Anzeige erstatten, dann aber besann er sich auf den allgemeinen Spott, dem er sich aussetzen würde, wenn der Fall in die Oeffentlichkeit drang, und er zog es vor, zu schweigen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Und als gar im Laufe des nächsten Tages der Postbote ihm eine Geldanweisung, auf der 4,60 Mark von einem gewissen „Karl Moor und Genossen" eingezahlt waren — für Erfrischungen diverser Art —, da fühlte sich der gute Mann mit seinem Geschick völlig ausgesöhnt, und schmunzelnd sprach er vor sich hin:

„Es waren doch anständiger Leute Kinder, die mich einfältigen Kerl nur ein bissel an der Nase herumführen wollten."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Rollmops spät abends vom Ausflug heimgekehrt sein Zimmerchen betrat, sah er auf dem Tisch einen Brief liegen.

„Ah, ein Glückwunsch vom Vetter Heinrich," murmelte er, nachdem er den Poststempel in Augenschein genommen.

Dann löste er das Kuvert und vertiefte sich in die Lektüre des vier Seiten langen Briefes, den ihm tatsächlich sein Cousin mit kleiner Verspätung hatte zukommen lassen. Dafür enthielt der Brief außer der üblichen Geburtstagsgratulation noch einen langen Sermon über Dinge, deren Kenntnisnahme Rollmops in eine gelinde Aufregung versetzte. Sobald er die vier Seiten zu Ende gelesen, drückte er seine Stirn in die Hand und sann und sann.

„Ja, so mach' ich es, so wird es am besten sein," sagte er schließlich, schnitt sich einen Papierstreifen zurecht, griff zur Feder und schrieb:

sesoleremusa lusr 4 lurale sirolorimilaturasomurasimu *)

Unten rechts in die Ecke setzte er noch den Namen „Max Zwiesel" und begab sich mit dem so präparierten Zettel eine Treppe hinauf und spießte ihn mit zwei Stecknadeln an die Vorsaaltür der Wohnung des Indianers, der bekanntlich Bundessekretär war. Dann drückte Rollmops ein paarmal rasch hintereinander auf den Knopf der elektrischen Klingel und eilte davon.

In der Frühe des folgenden Morgens konnte man sehen, wie der Indianer auf die Türschwellen der Wohnungen seiner Bundesbrüder das bekannte Vereinszeichen, einen siebenstrichigen Pfeil, mit roter Kreide hinmalte, dazu L. und 4., und als dann später die Kerle bei ihrem Schulgang aus dem Vorsaal tretend, die Malerei bemerkten, da wußten sie sofort, was das zu bedeuten hatte.

Punkt vier Uhr nachmittags hatten sich alle sieben in der Litfaßhöhle versammelt, und Hauptmann Moor nahm sogleich das Wort:

„Kameraden, auf Veranlassung unseres geschätzten Bruders Rollmops ist die jetzige Versammlung einberufen worden, und ich fordere ihn hiermit auf, uns mit seiner Angelegenheit bekannt zu machen. Bruder Rollmops, Du hast das Wort, entledige Dich Deiner Sache in geziemender Weise."

Schon hatte der Aufgerufene sich erhoben, und den Brief seines Vetters aus der Tasche ziehend, sagte er:

„Ich habe Euch, liebe Bundesbrüder, eine Mitteilung zu

machen, von der ich weiß, daß sie Euch interessieren wird. Eigentlich ist es eine Sache, die nicht von mir ausgeht, sondern von einem meiner Anverwandten, der hier dieses Schreiben an mich gerichtet und darin, wie ich glaube, einen ganz gescheiten Einfall zum Ausdruck gebracht hat. Da nun dieser sein Einfall den Kern der Sache bildet, der Euch betrifft, und über den Ihr, Brüder, nach bestem Wissen und Gewissen Euch schlüssig zu machen haben werdet, so will ich Euch jetzt das Schreiben meines Vetters Heinrich im Zusammenhang vorlesen. Die erste Seite betrifft nur mich, und ich werde daher gleich mit der zweiten beginnen. Haltet Eure Ohren und Herzen offen, damit Euch das rechte Verständnis für die Worte, die Ihr nun vernehmen werdet, nicht verloren geht."

Die wohlgemeinte Schlußmahnung des dicken Bundesbruders verfehlte keineswegs, auf die Züge der wackeren Kerle den Ausdruck einer Heiterkeit zu zaubern, die bei dem stets etwas vorlauten Lackstiebel sogar in hörbarer Weise sich äußerte, der belustigt ausrief:

„Rollmops, zerplatz' Dir man die Hosen nich!"

Der Zwischenruf, sonst immer gern gehört, trug Lackstiebel jetzt von seiten des Hauptmanns eine Rüge ein, und Rollmops begann zu lesen, wie folgt:

„Und nun, lieber Vetter Bernhard, von einer anderen Sache. Nächsten Sonntag wird meine Schwester Christel ihre Verlobung feiern, und weil es zum ersten Mal geschieht, daß so was in unserer Familie vorkommt, so wollen die Eltern alles sehr fein machen, das heißt, was das Essen und Trinken anbelangt. Morgen schon geht die Schlachterei los, und da werden ein junges Schwein und ein Kalb ihr Leben lassen müssen, auch einige Hähne und Hühner, die keine Eier mehr legen. Und Kalb und Schwein müssen ihre Schnauze und Ohren und Füße hergeben zu Sülze — oh, die schmeckt famos! Zwiebel und Essig und Pfeffer und Oel kommen auch dazu, Du weißt schon. Na, und Kuchen werden auch gebacken, und nich zu knapp. Auf die runden Dinger, hier heißen sie Fladen, wird Butter und Syrup gestrichen, und Mutter streut auch noch Zimt und Korinthen drüber — das Zeug schmeckt dann zum Kaffee, sag' ich Dir, piekfein, Tipptopp.

„Ja, und was jetzt die Hauptsache betrifft, so mußt Du auch dabei sein, das heißt, meine Eltern haben's mir erlaubt, Dich zum Verlobungsschmaus einzuladen, Dich und Deine sechs mir noch unbekannten Kameraden, die Kerle nämlich, von denen Du mir schon wiederholt in Deinen Briefen soviel vorgeschwärmt und geschrieben hast, daß sie vor Donnerwetter, Tod und Teufel sich nicht fürchten, und daß sie Streiche ausführen, die auf keine Kuhhaut gehen.

„Also komm, und bring sie mit, alle sechs, verstanden? Und können alle nicht mit, dann so viele, als es eben geht. Unser Gut heißt, wie Dir bekannt, „Galgenhof", das klingt ja recht schauerlich, aber wir können nicht dafür, daß an unser Grundstück ein Hügel stößt, der „Galgenberg" heißt, und wenn Deine Kameraden solche Kerle sind, die sich vor nichts fürchten, dann werden sie hoffentlich auch keine Angst haben vor ein paar Holzstümpfen auf dem Grenzhügel, die von Galgen herrühren sollen, an denen vor vielen, vielen Jahren die Missetäter baumeln mußten.

„Also, lieber Bernhard, grüß Deine sechs Kameraden schön von mir und sag ihnen, daß ich mich höllisch freuen würde, wenn sie alle anmarschiert kämen. Schluß!

„Na, Kerle, was sagt Ihr dazu?" endete Rollmops mit einem fragenden Blick auf die Gefährten.

Hauptmann Moor stand auf und erklärte feierlich:

„Deine Botschaft, Bruder Rollmops, hat, wie ich überzeugt bin, bei uns allen offene Ohren und bereitwillige Herzen gefunden. Dann muß ich pflichtschuldigst noch hinzufügen, daß Dein Vetter Heinrich, seinem Schreiben nach, ein ganz patenter Kerl ist, dem unsere größte Achtung gebührt. Läßt auch seine Schreibweise manches an Stilistik und grammatikalischer Korrektheit vermissen, so hat doch alles, was er sagt, Hand und Fuß, und da übrigens seine Einladung der Ausfluß echt kameradschaftlicher Gesinnung zu sein scheint, so bin ich dafür, daß wir sie, die Einladung, in ernste Erwägung ziehen. Dazu kommt uns für den Zweck der günstige Umstand zu statten, daß Sonnabend die Hauptkonferenz stattfindet und auf den Sonntag der patriotische Feiertag folgt, so daß drei schulfreie Tage sich aneinander reihen. Wir hätten also nur noch mit der Erlaubnis unserer Eltern zu rechnen, und ließe die sich erwirken, dann stände unserm gemeinsamen Ausfluge nach dem Galgenhof nichts weiter im Wege. Das ist meine Meinung!"

„Auch meine, auch meine, auch meine!" stimmten alle andern bei.

Die nun folgende Beratung war nur kurz und endete damit, daß jeder seine Eltern befragen und Rollmops sofort das Resultat mitteilen sollte. Dieser konnte schon eine Stunde später aufs Telegraphenamt eilen und an Vetter Heinrich die zwei Worte depeschieren: „Wir kommen!"

Und sie kamen.

Spät am Abend war es bereits, als die Sieben nach einem stundenlangen Marsch in der Nähe des Galgenberges anlangten. Eine Weile ging's noch im Sturmschritt auf der finstern, staubigen Landstraße dahin, dann rief Rollmops plötzlich im Kommandoton:

„Halt! Dort der schwarze Fleck am Horizont, den Ihr gewiß alle sehen könnt, das ist der Galgenhof. Es ist zwar nicht mehr weit bis dorthin, höchstens noch fünf Minuten Wegs, und trügen mich meine Augen nicht, so blitzen in dem schwarzen Fleck auch Lichter, ein Zeichen, daß wir dort noch erwartet werden. Also jetzt Flöten, Schalmeien und Mundharmonikas in Bereitschaft gehalten und auf mich acht gegeben; sobald ich meinen Stock erhebe, setzt die Musik mit dem bekannten Dessauermarsch ein. Und nun vorwärts, marsch!"

Wenige Minuten später hielt der Bund der Sieben mit klingendem Spiel seinen Einzug auf dem Bauerngut des Onkels Pannemann. Die jugendliche Schar wurde von der Familie aufs freundlichste begrüßt und trotz der späten Stunde noch in aller Eile mit Kuchen und sonstigen bereit gehaltenen Erfrischungen bewirtet.

In einer Kammer neben dem Viehstall war ein großes Lager aus Stroh, Decken und Betten hergerichtet, und hier schliefen und ruhten die müden Bundesbrüder so sanft, wie im Schoße Abrahams. Am anderen Morgen, also am Sonnabend vor der Verlobungsfeier, mußte Vetter Heinrich dringender Arbeiten wegen mit dem Vater aufs Feld, und auch die Bundesbrüder verließen bald nach dem Frühstück in zwei Abteilungen gesondert den Hof. Während vier von ihnen nach dem Galgenberg abmarschierten, zogen Rollmops, Lackstiebel und das kluge Bleichgesicht mit Angelgeräten ausgerüstet, zu einem Weiher hin, um Fische zu fangen. Im frisch duftenden Grase am Ufer gelagert, angelten die drei frisch darauf los, ohne zu ahnen, wie nahe ihnen ein schlimmes Verhängnis war.

Quer über die Wiese, die den Teich umgab, kam ein junger Mann daher, halb Bauer, halb Stadtherr, trug er die Indolenz des einen und die Aufgeblasenheit des anderen sichtlich zur Schau. Unsere drei Helden, die nichts Schlimmes ahnten, angelten ruhig weiter. Jetzt stand der Fremde hinterrücks bei ihnen und — eins, zwei, drei — waren den friedlichen Anglern die Kopfbedeckungen heruntergerissen. Wie der Blitz schnellten sie empor, und ein Gemisch von Schreck, Aerger und Entrüstung sprühte aus ihren Augen auf den dreisten Menschen, der soeben seine Vorliebe für moderne Strohhütchen auf eine höchst sonderbare Weise bekundet hatte.

„Wer hat Euch hier zu angeln erlaubt? Ihr seid gepfändet," ließ sich alsbald der junge Mann vernehmen, und die Binde war den drei Bundesbrüdern von den Augen gefallen, so daß sie erkennen konnten, woran sie mit dem „Hüteräuber" waren.

Trotzdem war der Mut ihnen keineswegs entsunken, und als echte Kerle, die dem ehrenhaften Bunde der Sieben angehörten, dachten sie gar nicht daran, sich von diesem heim-

tückischen Fußtritt des Schicksals in den Staub werfen zu lassen.

Das kluge Bleichgesicht hatte sich zuerst ermannt, und sich stolz aufrichtend, trat er auf den Pfänder zu.

„Euch und Ihr — wen meinen Sie damit?" frugte er ruhig, doch mit leise vibrierender Stimme.

Der in dieser energischen Weise Befragte schnitt ein Gesicht, das als ein Ausdruck seiner Verlegenheit gelten konnte. Er mochte bereits die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Kleeblatt vor ihm nicht dem ersten besten Kehrichthaufen entsprossen sei, und daß die hübsch gekleideten Burschen bereits längst aus den Höschen herausgewachsen waren, die an einer gewissen Stelle Hemdenzipfel blicken lassen.

„Sie habe ich natürlich gemeint, Sie drei. Es kann nicht geduldet werden, daß hier das Wiesengras zertreten wird, auch gehört der Teich zum Gut Rykowitz, und wer unbefugt darin angelt oder fischt, begeht eine strafbare Handlung."

„Das haben wir nicht gewußt," entgegnete das kluge Bleichgesicht. „Und weiter wissen wir auch nicht, wer Sie sind, und ob Ihnen die Befugnis zusteht, uns zu pfänden."

„Ich bin der Verwalter auf dem Gute Rykowitz, mein Name ist Ignaz Viereck."

„Das kann jeder sagen, der hier einen angeln sieht und in den Besitz eines billigen Hutes gelangen will. Haben Sie Ausweispapiere bei sich?"

Der angebliche Verwalter durchsuchte seine Taschen, fand aber darin keine Papiere und erklärte schließlich, daß er beim Kleiderwechsel sein Notizbuch samt Legitimationen im Hausrock habe stecken lassen.

„Darüber hätten Sie sich zuvor vergewissern sollen, ehe Sie Hand an unser Eigentum legten," sagte das kluge Bleichgesicht scharf, und Lackstiebel fügte hinzu:

„Sie dürfen, Herr Viereck, oder wie Sie sonst heißen mögen, nicht etwa glauben, daß wir uns ohne weiteres von jemand — insultieren lassen, der nicht in der Lage ist, urkundlich seine Identität mit der Persönlichkeit nachzuweisen, für die er sich ausgibt."

Auch Rollmops war inzwischen aufgetaucht, und er ließ sich also vernehmen:

„Wir gehen miteinander aufs Gemeindeamt, dort wird sich das weitere finden." Er warf gleichzeitig dem Verwalter Viereck, als den wir den Mann einstweilen gelten lassen wollen, einen wahrhaft vernichtenden Blick zu.

„Jawohl, wir gehen fürbaß nach dem Gemeindeamt, dort wird sich das weitere finden," sekundierten die Gefährten des wackeren Rollmops.

Herr Viereck widersprach. „Der Gang wäre zwecklos, denn da ich erst gestern, also am ersten dieses Monats, meine neue Stellung antrat und noch nicht angemeldet bin, so kennt mich der Herr Vorstand nicht, und da ich auch keine Legitimationspapiere bei mir habe —"

„Bah, Ausreden!" fiel Lackstiebel ein. „Geben Sie unsere Hüte wieder her und ziehen Sie ab. Das wird die beste Lösung des Konfliktes sein."

Jetzt warf sich der Herr Gutsverwalter in die Brust.

„Oho! Denkt kein Mensch an eine solche Lösung des Konfliktes. Kommen Sie mit aufs Gut, dort können Sie gegen Erlegung von je einer Mark Strafe Ihre Hüte zurück erhalten."

„Aha, aus dem Loch also pfeift es!" rief Lackstiebel; „Geld wollen Sie von uns erpressen —"

„Du — Herr — Sie, hören Sie, derartige beleidigende Zumutungen muß ich mir verbitten!" brauste der Verwalter auf.

„Na, gut, wenn's denn sein muß, so wollen wir gleich hier an Ort und Stelle die Strafe erlegen," erklärte das kluge Bleichgesicht, seinen zwei Kameraden bedeutungsvolle Blicke zuwerfend. „Doch müssen Sie uns unter Verpfändung Ihres Ehrenwortes versprechen, heute nachmittag punkt vier Uhr auf dem Gemeindeamt sich einzufinden. Wir werden um diese Zeit auch dort sein, und wollen wir dann dem Herrn Vorstand die Sache unterbreiten, der mag entscheiden und aussagen, ob wir wirklich die Strafe verwirkt haben. Sagt er, daß wir mit der Angelei uns einer strafbaren Handlung schuldig gemacht haben, die mit einer Reichsmark zu sühnen ist, dann geben wir uns zufrieden. Auch erkennen wir in diesem Falle an, daß Sie, mein Herr, Ihre Pflicht und Schuldigkeit getan haben, Sie stehen gerechtfertigt in unseren Augen da, und wir drei werden alsdann keinen Anstand nehmen, Ihnen als einem wahren Ehrenmann die Hand zu drücken!"

Der Herr Verwalter, den ein Uebermaß von Intelligenz keineswegs zu drücken schien, verneigte sich höflich, als das kluge Bleichgesicht mit seiner bombastischen Ansprache zu Ende war. Unverkennbar hatte es sich mit seiner Zungenfertigkeit bei dem Pfänder in Respekt gesetzt, der jetzt die drei Malefikanten für Abkömmlinge der hohen Aristokratie ansehen mochte; denn sein Gesicht war vor lauter Hochachtung und Unterwürfigkeit fast viereckig geworden, und er kam aus dem Dienern und Knixen gar nicht heraus, als er erwiderte:

„Jawohl, bin ganz einverstanden, meine Herren, so soll's sein — der Gemeindevorstand mag Sie, meine Herren, darüber aufklären, daß ich nach Pflicht und Gewissen gehandelt, und daß mir die Absicht fern gelegen, Sie, meine Herren, in Ihrem Vergnügen zu stören. Nur notgedrungen, als verpflichteter Be-

amter des Gutes Rykowitz, bin ich hier Ihnen, meine Herren, gegenüber in der schroffen Weise aufge —"

„Schon gut, schon gut, Herr Viereck," unterbrach das kluge Bleichgesicht mit einer herablassenden Armbewegung den Redefluß des Zerknirschten. „Sie wollen also heute um vier Uhr beim Herrn Gemeindevorstand sich einfinden?"

„Jawohl, mit Vergnügen, mein Ehrenwort darauf, daß ich pünktlich sein werde, damit die Herren keine Minute zu warten brauchen. Hätte heute ohnehin aufs Gemeindeamt gemußt, meine Anmeldung zu bewirken."

„Schön. Hier haben Sie drei Mark. Und nun auf Wiedersehen, Herr Viereck!" riefen die drei Brüder, ihre zurückerhaltenen Hüte lustig schwenkend.

Der Verwalter lüftete seine Mütze und schritt hinweg.

„Dürfen wir nun die gefangenen Fische mitnehmen, Herr Viereck?" rief ihm Lackstiebel nach. „Hier, das ist unsere Beute!" Jeder hielt ein zappelndes Fischlein an der Schwanzflosse hoch empor.

„Jawohl, Sie dürfen sie mitnehmen," entgegnete ernsthaft der Gefoppte.

Die drei Bundesbrüder rafften jetzt ihr Angelgerät zusammen und zogen davon.

„Halt!" rief das kluge Bleichgesicht, als sie die Wiese hinter sich und einen gangbaren Feldweg unter den Füßen hatten. „Wißt Ihr, Jungens, dem Burschen, der uns die drei Mark ausgespannt hat, wollen wir heute einen Streich spielen, an den er sein Lebtag denken soll."

„Bravo!" riefen die beiden Gefährten begeistert. Lackstiebel aber konnte nicht umhin, einige Bedenken zu äußern. „Du scheinst zu vergessen, daß wir hier in der Fremde sind. Wo siehst Du da die Möglichkeit, daß wir uns in einen Kampf für Ehre und Recht einlassen könnten?"

„Ich habe eine Idee. Steckt die Ohren zusammen, so! Und nun werde ich Euch meinen Plan ganz leise in die Muscheln hineinflüstern. Gebt acht!"

Das Flüstern dauerte höchstens fünf Minuten lang; aber es hatte eine seltsame Wirkung. Lackstiebel fiel platt auf die Erde hin und wälzte sich vor Lachen, und selbst der dicke Rollmops zeigte ein Gebaren, das für seinen Verstand schlimme Besorgnisse hegen ließ. Er führte einen Soloschuhplattler auf und hüpfte und sprang und meckerte wie ein Ziegenbock und spielte mit seinem Strohhütchen Fangeball, bis er schließlich im trockenen Straßengraben lag.

„Na, Jungens, sagt mal, wie gefällt Euch denn mein Plan?"

„Kö—kö—köstlich, köstlich!" quiekte Rollmops, der auf dem Bauch liegend, mühsam nach Luft schnappte.

„Köstlich, köstlich!" schrie auch Lackstiebel, den die Lachkrämpfe fast in Erstickungsnot versetzt hatten. „O Viereck, armer Viereck, Du kannst mich dauern!"

„Mir au—au—auch!" stammelte Rollmops, dem der Staub massenhaft in die Nase gefahren war und ihn zum Niesen reizte.

„Was habt Ihr, was ist hier los?" ließ sich plötzlich eine fremde Stimme vernehmen. Vetter Heinrich, der unbemerkt herangekommen, stand in ihrer Mitte. „Ich wollte Euch zum Essen rufen, fand aber am Weiher keine Spur von den Anglern. Da hörte ich in der Ferne Stimmen und bin hergekommen. Ihr habt doch nicht etwa auf diesem Kleeacker geangelt, he?" schloß der muntere Bursche laut auflachend.

„Nee," sagte Lackstiebel, „dort drüben im Gutsteich."

„Und die drei Fischchen habt Ihr dort gefangen? Ein schönes Frühstück für unsere Katze," lachte Heinrich Pannemann.

„Na, Vetter, zerplatz' Dir man die Hosen nich," brummte Rollmops. „Was glaubst Du, daß das Katzenfrühstück kosten soll, he?" — „Nischt!" — „Ja, nischt — das Frühstück ist teurer als ein Ragout von Nachtigallenzungen, es kostet unsbare drei Reichsmark."

Und in einem Atemzuge erzählte er dem erstaunt aufhorchenden Vetter, wie es ihnen bei der Angelei ergangen war.

„Also der neue Verwalter von Rykowitz hat Euch abgepfändet? Schade, daß ich nicht dazu gekommen bin —"

„Da hättest Du für's zertretene Wiesengras auch eine Mark berappen können," fiel Rollmops ein.

„Unsinn — Ihr wäret im Gegenteil auch ungeschoren davongekommen; denn Ignaz Viereck ist bei uns häufig Gast gewesen, und morgen verlobt er sich mit meiner ältesten Schwester."

Rollmops sprang auf, ganz rot im Gesicht.

„Was, der heiratet die Christel? Na, weißt Du, Heinrich, wenn der Dein Schwager wird, dann kündige ich der ganzen hiesigen Pannemannschen Sippe die Freundschaft auf."

„Nanu — wegen der Mark! Die sollst Du wiederhaben."

„Bist ein Rhinozeros, Heinrich! Ich pfeife auf die Mark, meine Freunde ein dito. Dein Viereck hat uns noch etwas anderes genommen, was er nie wiedergeben kann: den Honor, zu deutsch: die Ehre. Was das heißt, kannst Du Aermster allerdings nicht begreifen, weil Du nicht zum Siebenbund gehörst. Genug: der Mensch, der mir heute den Hut vom Kopfe gerissen hat, kann Dein Schwager, aber niemals mein Freund werden."

„Hättest Du ihm Deinen Namen genannt und gesagt, daß Du mein und Christels Vetter bist, dann, glaube mir, würdest

Du, würdet Ihr alle drei ihn von einer anderen Seite kennen gelernt haben."

„Möglich," sagte Rollmops spöttisch, und mit einem verständnisinnigen Blick auf seine Kameraden: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er uns auch noch von einer andern Seite kennen zu lernen Gelegenheit finden wird. Schluß!" — — —
— —

Der Großbauer und Gemeindevorstand, Herr Matthias Pampel befand sich in seinem Amtszimmer, um höchsteigenhändig das nicht allzu reichliche Tagespensum zu erledigen.

Der Mann war ein hoher Fünfziger mit graumeliertem Haar und ebensolchem Backenbart, der ein rotes, feistes Vollmondgesicht bis hinunter ans Kinn umrahmte. Ein verwilderter, struppiger Schnurrbart im Verein mit der kräftig entwickelten Nase verlieh den ohnehin harten Zügen den Ausdruck einer stark ausgeprägten Energie und unbeugsamer Willenskraft. Ein Blick in dieses finstere Gesicht genügte, um erkennen zu lassen, daß mit dem Manne, der auch als Dorfgewaltiger ein strenges Regiment führte, nicht gut Kirschen zu essen war.

Es war am Sonnabend nachmittag zwischen drei und vier Uhr. Herr Pampel saß vor seinem Amtstisch und überblickte das Arbeitsfeld. Da klopfte es schüchtern an die Tür.

„Zum Donner und Doria, nicht eine Minute kann man ungestört arbeiten!" brummte Pampel, und als jetzt das Klopfen sich wiederholte, da dröhnte seine gewaltige Stimme durchs Zimmer: „Herein!"

Die Tür ging auf, ein kleiner dicker Kerl betrat das Gemach und stand im nächsten Moment vor dem Gemeindeobersten. Dieser sah dem gut gekleideten Burschen in das offene Posaunengesicht mit den klaren, pfiffig blickenden Augen und fragte dann nicht gerade unfreundlich nach seinem Begehr.

„Ich wollte mich anmelden, Herr Vorstand. Bin gestern hier zugezogen und werde bei meiner Tante, der alten Witwe Kirsch, drüben hinter der Schule, wohnen."

„Ja, wie heißt Du denn, mein Sohn?"

„Willy Eineck —"

„Eineckel? Wie war das?"

„Eineck, Herr Vorstand, Willy Eineck."

„Hast Du denn keine Papiere bei Dir? Du bist doch wohl noch schulpflichtig, wie?"

„Jawohl, Herr Vorstand. Die Papiere werden mir in den nächsten Tagen zugeschickt werden."

„Gut, gut. Die Ausweispapiere legst Du mir hier später vor. Jetzt nimm hier die Feder und schreibe auf das Blatt Papier da Deinen vollen Namen, Jahr und Tag der Geburt

nieder, damit das alles in die Schulliste eingetragen werden kann."

Der Junge entsprach der Aufforderung, machte eine Verbeugung und empfahl sich.

Herr Matthias Pampel begann im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten, doch wenige Minuten nur, da klopfte es wieder.

„Herein!" knurrte Pampel, übel gelaunt; denn die Störungen paßten ihm gerade jetzt, da er arbeitete, schlecht in den Kram.

So wurde denn auch der Eingetretene, ein hochaufgeschossener, schlanker Bursche von etwa vierzehn Jahren, nicht mit sonderlich freundlichen Blicken gemustert. Doch der Jüngling trug in seinem ganzen Wesen etwas so Selbstbewußtes zur Schau, daß er damit dem Dorfgewaltigen zu imponieren nicht verfehlte.

„Was wol— wünschen Sie?" lautete die gemessene Frage.

„Entschuldigen Sie, bitte, bin ich hier recht im Meldeamt?" — „Ja!" — „Ich bin hier beim Müller Franke in die Lehre getreten und möchte mich anmelden." — „Wo haben Sie Ihre Papiere?" — „Hier in der Tasche." — Er griff hinein. — „Potztausend, diese Vergeßlichkeit! Beim Umkleiden habe ich das Päckchen auf den Tisch gelegt und es dann mitzunehmen vergessen. Soll ich laufen und es holen?"

„Nicht nötig, es hat damit bis nächste Woche Zeit. Sie können aber die Meldung für das heutige Datum hier auf das Blatt Papier niederschreiben. Wie heißen Sie?"

„Konrad Zweieck —"

„Wa—wie — wie sagten Sie?"

„Zweieck, Konrad Zweieck, sagte ich."

„Zweieck, Zweieck — hm! Na, schreiben Sie auf, auch wo bisher wohnhaft gewesen. Und nächsten Montag, spätestens Dienstag, die Legitimation hier beibringen, bei Vermeidung einer Ordnungsstrafe."

Der junge Müllerbursche Zweieck schrieb sich ein und empfahl sich.

Der Uhrzeiger wies auf dreiviertel vier, da ließ sich abermals, jetzt ein ziemlich energisches Klopfen an der Tür vernehmen. Mit einem leisen Fluch warf Herr Matthias Pampel die Feder auf die Seite. Auf seiner gefalteten Stirn lagerte eine Wolke, als jetzt, noch bevor er das übliche „Herein!" gerufen, die Tür geöffnet wurde und ein zierliches Herrchen mit einem blankgeputzten Klemmer auf der Nase hereingetänzelt. Modisch gekleidet, die Wäsche tadellos, an den Füßen blitzsaubere Lackstiefeletten, der Kopf schön frisiert und parfümiert, die Oberlippe schwarz angedunkelt, ob vom ersten Flaum oder

mit einem Stückchen Kohle, war nicht recht erkennbar, so stand der neue Besuch da, ganz Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle.

Hm, das war ein Feiner. Der Herr Vorstand war ein guter Menschenkenner und mit seinem Urteil bereits fertig noch ehe der junge Mann ein Wort gesprochen. — Ein Baronchen mindestens.

„Wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen? Nein? Keine Zeit? Womit kann ich dienen?"

„Mit einer kleinen Gefälligkeit, Herr Vorstand. Ich bin nämlich seit gestern Sekretär auf Gut Rykowitz und möchte mich hier anmelden."

„So so! Hm! Ihre Papiere sind doch in Ordnung?"

„Das wollte ich meinen. Sie haben sie, denke ich, doch wohl schon durchgesehen, Herr Vorstand."

„Was, Ihre Papiere? Wann — wo? Wie meinen Sie das?"

„Ich habe gestern, bevor ich die Reise nach hierher antrat, meine Legitimationen in einem Kuvert an das hiesige Gemeindeamt adressiert und zur Post gegeben. Und Sie haben die Sendung noch nicht erhalten?"

„Bis jetzt noch nicht, sie müßte denn noch heute mit der Abendpost eintreffen."

„Aber ich bin ganz außer mir, bin trostlos — meine Papiere könnten am Ende doch verloren gegangen sein," jammerte der Jüngling mit bekümmerter Miene.

„Hoffen wir das beste, Herr — ja, wie ist Ihr Name?"

„Arno Dreieck."

Matthias Pampel schoß in die Höhe. Sein rotblau angelaufenes Gesicht kündete Sturm.

„Drr—Drr—Drr— wie sagten Sie, daß Sie heißen?"

„Dreieck, Familienname, Arno bin ich getauft, also Arno Dreieck."

Die kaltblütige Ruhe des Jünglings wirkte kalmierend auf die hochgradige Erregung Pampels. Die drohende Wolke auf seinem Gesicht begann zu weichen, seine Stirnfalten glätteten sich.

„Komisch, komisch," murmelte er kaum vernehmbar. „Merkwürdiges Zusammentreffen — hm, hm! Mir noch nicht vorgekommen — hm, hm!"

„Ich werde auf der Post nachfragen, ob nicht das Kuvert schon eingetroffen ist," ließ sich der niedergeschlagene Jüngling vernehmen.

„Tun Sie, wie Sie wollen! Tragen Sie aber hier zuvor provisorisch Ihren Namen nebst Meldedatum ein. Da liegt die Feder."

Als jetzt der Herr Sekretär das Blatt vor sich hatte und

sein Blick auf die Namen Willy Eineck und Konrad Zweieck fiel, denen er sein Arno Dreieck hinzuzufügen im Begriff stand, da mußte er schleunigst seine Unterlippe zwischen die Zähne nehmen, um nicht mit heller Stimme aufzulachen.

Die Feder schwirrte, dann war er fertig und einen Augenblick später draußen. Der Vorstand blickte auf die Tür, die sich eben hinter dem Jüngling geschlossen.

„Mir war es, als wenn der Halunke beim Hinausgehen gekichert hat," sprach er halblaut und griff nach dem Blatt mit dem noch nassen „Arno Dreieck". Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Ich Ochse habe mich von drei grünen Buben veresel̈n lassen; denn ganz gewiß steckten die unter einer Decke, um mich, den Dorfschulzen Matthias Pampel, ein wenig zu uzen."

Er starrte auf das Blatt mit den drei „eckigen" Namen, und man konnte es dem alten Manne ansehen, wie die Wut in ihm kochte.

„Eineck, Zweieck, Dreieck, da stehen sie, die Malefiznamen, die die Bürschchen sich gewiß zu dem Zwecke beigelegt haben, um mir einen — Dummenjungensstreich zu spielen. Ha, wenn ich die erwische, ich will ihnen die Ecken schleifen — schleifen."

Er stand hastig auf und stampfte, um seine Wut niederzukämpfen, im Gemach auf und ab.

Im alten Uhrgehäuse schlug es vier, und noch summte der letzte Ton durch's stille Gemach, als heftiges Klopfen an die Tür den erregten Mann zusammenschrecken ließ. Er stand jetzt in der Stubenmitte, von Ingrimm wie eine elektrische Batterie geladen.

„Guten Tag, Herr Vorstand!" grüßte höflich ein junger, anständig gekleideter Mann, der eben eingetreten war. „Sie entschuldigen, Herr Vorstand — ich — ich bin, ich heiße — mein Name ist Ignaz Viereck —"

Weiter kam der Unglückliche nicht. Wie ein gereizter Eber schoß Matthias Pampel auf ihn zu, schlug ihm seine breiten Hände auf die Schultern und schrie mit einer wahren Löwenstimme:

„Schuft, Halunke, miserabler Wicht, hinaus mit Dir, hinaus!" Dabei schüttelte er den zu Tode Erschrockenen so heftig, daß ihm der Kopf wie ein hohler Kürbis wackelte.

„Herr Vorstand — Heheherr ich bin —"

„Ein gemeiner Komplotteur biste, verstanden? Hinaus an die frische Luft mit Dir, und grüße die anderen Ecken, wenn Du sie triffst."

Der kräftige, athletische Bauer drängte den mit allen Gliedern zappelnden Verwalter hinaus in den Flur, zerrte ihn

nach dem Ausgang und beförderte ihn mit einem Fußtritt ins Freie. Hierauf flog die Tür mit Donnergekrach ins Schloß.

Weit im Felde lagen um diese Zeit drei junge Kerle hinter einem Gesträuch verborgen, den Blick auf das in gerader Linie freistehende Haus des Gemeindevorstandes gerichtet. Rollmops und seine zwei Kameraden waren es, die, wie der Leser längst erraten haben wird, dem Verwalter Viereck beim Vorstand diese Suppe eingebrockt und dann hier sich auf die Lauer gelegt hatten, um die Früchte ihres Komplotts wenigstens mit den Augen zu genießen.

„Die Sache haben wir gut eingefädelt, der Erfolg kann gar nicht zweifelhaft sein,“ sagte Lackstiebel, der in der Rolle des schneidigen Gutssekretärs aufgetreten war.

„Jawohl, unseren Plan haben wir famos durchgeführt.“ meinte auch Rollmops, „und ich wollte jetzt nicht in der Haut Vierecks stecken, der dort angestiefelt kommt. Hihihi!“ kicherte der fette Kerl wie ein schadenfroher Kobold.

Die drei Brüder verfolgten ihr Opfer mit neugierigen Blicken, bis es im Hause des Vorstandes verschwand. Dann harrten sie mit gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Nicht lange dauerte es, so sahen sie, wie erst ein Hut im weiten Bogen und hinterher sein Herr aus dem Hause auf die Straße flog.

„Hurra, hurra, hurra!“ riefen die Kerle, doch so leise, daß man es auf kaum drei Schritte hören konnte.

Doch wie sie nun ihren gemeinsamen Feind drüben im Staube krabbeln sahen und ihm dann, wie er gewiß zähneknirschend davonhinkte, mit den Blicken das Geleite gaben, da kam ihnen so recht zum Bewußtsein, was sie angerichtet. Fühlten sie auch keine Reue wegen ihrer Revanchetat, so bangte ihnen doch um die Folgen der im Gemeindehause angezettelten Affäre, und etwas kleinlaut zogen sie von dannen.

Am Ende kam es zur gerichtlichen Klage zwischen Verwalter Viereck und dem Vorstand, ihr Frevel würde dann auch zum Gegenstand behördlicher Erörterungen gemacht und sie selbst wieder wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen notpeinlich zur Verantwortung gezogen. Das konnte eine böse Geschichte werden, oh ja! Keiner ließ seine Befürchtungen laut werden, doch desto intensiver dachte jeder still darüber nach.

Doch bald trug sie der jugendlich leichte Sinn über alle Bedenken hinweg und die heitere Uebermutsstimmung kehrte ihnen wieder. Im fröhlichen Geplauder steuerten sie der Pannemannschen Wirtschaft zu, die zu den weitest „Ausgebauten“ der Ortsinsassen gehörte. Nicht weit vom Ziel ließ man sich unter einem Baum auf den Rasen nieder.

„Wenn ich nur wüßte," begann Rollmops ein neues Thema, „was ich diesem Viereck noch für einen Streich spielen könnte."

„Freund, laß genug sein des grausamen Spiels," mahnte das kluge Bleichgesicht im salbungsvollen Tone.

„Blech! Hat er uns schon durch die Pfändung aufs grausamste beleidigt, so finde ich es ganz unverzeihlich, daß er es gewagt hat, seine Glotzaugen zu meiner hübschen Cousine zu erheben."

„Du, Rollmops, Glotzaugen ist gut, hübsche Cousine noch besser. Weiter!"

„Ich wollte, ich könnte ein Mittel finden, um den Esel in den Augen der Christel — lächerlich zu machen."

„Dafür kann Rat werden. Wenn wir uns entschließen, morgen die Verlobung mitzumachen, dann brauchst Du nur eine poetische Ansprache an das Brautpaar zu halten und eine gewisse Geschichte in dieselbe einfließen zu lassen, die Geschichte von den „Ecken" meine ich, und der Effekt —"

„Pst! dort kommt mein Vetter," fiel Rollmops ein. „Also nicht gesagt und die Lippen angezogen, verstanden?"

Heinrich Bannemann, ein hübscher, stämmiger Bursche von fünfzehn Jahren, erschien auf der Bildfläche. Er hatte seinen Werktagsanzug, der nach dem Viehstall roch, mit dem Sonntagsstaat vertauscht und präsentierte sich in seinem Lüsterjackett und Gamsbarthütchen als ein schmucker Jüngling vom Lande.

„Eure Kameraden sind nach dem nahen Marktflecken gegangen, und wir sollen ihnen nachkommen," meldete er. „Im „Kaiser", was ein feiner Gasthof ist, und dahin ich sie gewiesen habe, sollen wir uns treffen."

Die drei Bundesbrüder waren damit einverstanden und nach etwa einer halben Stunde war der Ort, ein großes Kirchdorf mit Wochenmärkten, erreicht.

Auf der Mitte des weiten Platzes stand ein Brunnen, vor dem Halt gemacht wurde.

„Wozu ist das Ding da?" fragte Rollmops, auf den Wasserspender deutend.

„Zur Benutzung für die Marktleute, die ihre Pferde und anderes Viehzeug daraus tränken."

Rollmops schmunzelte.

„Weißt Du, Vetter," sagte er, „da wollen wir gleich frisch vom Faß einen Trunk tun auf das Wohl Deines künftigen Schwagers; der Stoff ist gerade gut für diesen Zweck."

Man lachte über den Scherz, der da bewies, wie tief die Erbitterung gegen den Verwalter Viereck in das Gemüt Rollmopsens sich hineingefressen hatte.

Man wollte jetzt dem Brunnen den Rücken kehren, als ein Einspänner im langsamen Tempo dahergerollt kam.

„Guten Abend, Michel!“ rief Heinrich dem jungen Burschen zu, der das Gefährt lenkte. „Halt mal still. Wo willst Du hin, Michel?“

Der junge Pannemann war an den jetzt haltenden Wagen getreten und hatte dem Kutscher die Hand gereicht. Dieser war sein Schulfreund gewesen und zur Zeit auf dem Gute Rykowitz als Kleinknecht bedienstet. An gewissen Tagen mußte er mit dem Einspänner nach dem Marktflecken, um Einkäufe zu besorgen. Das war auch heute der Fall und Michel erklärte seinem Freunde, daß er viel zu tun habe und ihm die Zeit knapp bemessen sei.

„Vielleicht kannst Du, Heinrich, mir eine Besorgung abnehmen, für die Du gewiß ein besseres Verständnis haben dürftest, als ich,“ sagte Michel, und zog dabei ein hübsches, mit buntem Etikett beklebtes Fläschchen aus der Tasche hervor. „Der neue Inspektor hat mir das Ding mitgegeben, und den Auftrag dazu, daß ich ihm darin ein wohlriechendes Parfüm für sein Haar mitbringen soll. So was habe ich noch nie gekauft und weiß auch nicht recht, wo man es erhält. Wenn Du so gut sein willst, das Zeug zu kaufen, dann hast Du hier auch einen Fünfziger, den der Inspektor mitgab.“

Heinrich nahm Geld und Fläschchen an sich und versprach dem Freunde, die Sache zu besorgen. Er könne später im „Kaiser“ bei dem Hausburschen nachfragen, dort werde er die mit Parfüm gefüllte Phiole abgeben. Michel dankte und fuhr weiter, während Heinrich sich wieder seinen Gefährten anschloß. Er erzählte, welchen Auftrag er übernommen, und fügte hinzu:

„Der Michel Krafft war in der Schule mein Nebenmann und immer ein recht nettes Bürschchen, so daß ich mit ihm auch nach unserer Konfirmation in gutem Einvernehmen geblieben bin.“

Das Parfümfläschchen hatte Lackstiebel sich geben lassen, und während er es nun im Hinschreiten ansah, da legte sich ein boshafter Zug um seinen Mund.

„Ich kenne eine gute Sorte Haaröl, die nach einem gewissen Rezept hergestellt wird,“ sagte er, „und wenn Du, Heinrich, nichts dagegen hast, so will ich statt Deiner in die Apotheke gehen und den Kauf bewirken.“

„Das ist mir lieb, Puritz; denn von Haarschmieren ist mir leider nichts bekannt und ich könnte leicht etwas einkaufen, was den Herrn Verwalter wenig befriedigen möchte. Sag' nur dem Apotheker,“ fügte er scherzend hinzu, „daß das Zeug für die Locken eines Bräutigams bestimmt ist, daß es also recht süß duften soll. Da ist die Apotheke, gehe gleich hinein, und wenn Du fertig bist, dann komm in den „Kaiser“, wo Du uns und gewiß auch die andern alle vorfinden wirst.“

Lackstiebel und Rollmops wechselten bedeutungsvolle Blicke, dann eilte ersterer fort und verschwand in der Apotheke, während die drei anderen weiter gingen.

Das Lokal, das den stolzen Namen „Hotel zum Kaiser" führte, war nichts weiter, als ein besserer Gasthof mit Ausspannung. Hier fanden die Ankömmlinge schon die übrigen vier Bundesbrüder, und es wurde nach der stundenlangen Trennung ein feuchtfröhliches Wiedersehen gefeiert. Nicht lange dauerte es, da kam auch Lackstiebel herein und übergab Heinrich Pannemann das gefüllte Haarölfläschchen.

„Feine Sorte, sag' ich Dir. Extrakt von Rosen, Veilchen, Flieder und Maiglöckchen. Das Gemisch duftet süß, zum Umfallen!"

Heinrich eilte mit dem Fläschchen hinaus, um es, wie er Michel versprochen, dem Hausburschen abzugeben.

Lackstiebel erzählte jetzt den Kameraden, daß er flüssigen Leim und Rosenöl zu gleichen Teilen habe mischen lassen, und werde das mit der Mixtur eingeschmierte Haar an der Kopfbedeckung unlösbar festkleben. Diese Mitteilung entfachte unter den Kameraden eine unbändige Heiterkeit, und Rollmops sagte, indem er sich die Lachtränen aus den Augen wischte:

„Eine süßere Rache für den Hutabpfänder hätten wir im ganzen Leben nicht ersinnen können. Trinken wir auf das Wohl Michels, der uns die Gelegenheit dazu geboten hat."

Es war bereits nahezu Mitternacht, als die acht Kameraden heimkehrten. Rollmops, der während des Abendessens im „Kaiser" Gelegenheit gefunden hatte, heimlich ein paar Kognakchen hinter die Binde zu gießen — bekanntlich war der Dicke kein Temperenzler —, war schon unterwegs das Opfer eines unbehaglichen Gefühls gewesen und hatte wiederholt die Befürchtung geäußert, daß das von ihm verzehrte Beefsteak bei ihm nicht allzu lange das Heimatsrecht behalten werde, und kaum zu Hause angekommen, wurde der arme Rollmops wegen der zwei „heimlichen" von der Nemesis gepackt. Er sank unweit des Stallgebäudes auf einen Stein, drückte die Ellbogen auf die Kniee und das Gesicht in die hohlen Hände.

„Laßt mich, Brü—üder hier noch ein Weilchen — die fri—ische Luft tu—ut mir gu—ut!" murmelte er, als die andern ihn bei den Armen aufrichten wollten.

„So sollen wir hier stehen und auf Dich warten, Bernhard!" sagte Heinrich unwillig.

„Geht, immer geht, haut Euch nieder! Ich finde mich schon allein in die Kammer!"

Lachend zogen die andern ab und begaben sich zur Ruh.

Später — es war schon heller Morgen — erwachte Roll-

mops, von einem ziemlich unsanften Stoß in den Rücken aufgeweckt. Noch mit geschlossenen Augen schrie er ärgerlich:

„Zerplatz' Dir man die Hosen nich!"

Da — bums, hatte er schon einen zweiten Stoß weg, jetzt aber gerade gegen den Boden und mit solcher Heftigkeit, daß sein ganzer werter Korpus ein Stück fortgekullert wurde.

„Bomben und Gran—!" Die zweite Hälfte der Granaten blieb ihm in der Kehle stecken, als er jetzt, völlig erwacht und die Augen weit geöffnet, sich in voller Kleidung am heubedeckten Boden und vor sich einen Schafbock erblickte, der seinen starkbehörnten Kopf zum dritten Stoß niedersenkte. Schnell wie der Blitz sprang Rollmops auf die Beine und die Leiter hinan, die dicht bei ihm mit ihrem oberen Ende im Heuloch stand. Jetzt konnte ihm der Schafbock nichts mehr anhaben, aber mehrmals noch stieß er mit seinen gewundenen Hörnern gegen die Leiter, daß sie mit dem Knaben um die Wette bebte. Dann trollte er mit lautem Gemecker davon.

Rollmops beharrte noch eine geraume Weile in den Leitersprossen und sann eifrig darüber nach, wie er in den Heuwinkel geraten sein mochte. Ja, das war eine dunkle Geschichte, über die seine rauschige Schlaftrunkenheit einen dichten Schleier gezogen hatte. Endlich wagte er sich von der Leiter herunter und schlich sich behutsam in die Kammer, wo er von den schlummernden Kameraden unbemerkt, sein Lager aufsuchte.

In der neunten Vormittagsstunde versammelten sich alle im großen Familienzimmer zum Frühstück und dann eilten die jungen Leute in den Garten, woselbst die Kirschbäume in prachtvollster Blüte standen. Heinrich hatte im Stall zu tun und die Bundesbrüder konnten ungestört beraten und beschließen, wie sie sich bei der Verlobungsfeier verhalten sollten.

„Ich bin dafür," meinte Rollmops, „daß wir diesem Viereck aus dem Wege gehen. Abgesehen von allem anderen, würden wir den Burschen, wenn er hier auf uns stieße, in die größte Verlegenheit bringen."

„Der Meinung bin ich auch," sagte das Bleichgesicht. „Doch wo sollen wir hingehen? Sollen wir uns etwa beim Herrn Vorstand zu Tische einladen?" fügte er lachend hinzu.

„Wir müssen auf alle Fälle wenigstens die Ankunft des Bräutigams erwarten," warf der Lackstiebel ein. „Ihr wißt ja, warum? Denkt an das Oelfläschchen!"

„Ah, ganz recht!" rief Rollmops. „Den Spaß dürfen wir uns nicht entgehen lassen. Nachmittags in der dritten Stunde, also zum Kaffee, wird er hier sein, später können wir ja dann mit Heinrich irgend wohin einen Ausflug machen."

Punkt drei Uhr nachmittags stellte sich der Bräutigam ein. Er trug einen eleganten Anzug nach dem neuesten Schnitt und

Wäsche von tadelloser Zartheit. Den obligaten Blumenstrauß in der Linken betrat er den Garten und schritt auf das Haus zu. Aus diesem kamen zum Vorschein Vater, Mutter und Christinchen, letztere übrigens eine ungewöhnlich hübsche Blondine, und bräutlich geschmückt. Sie gingen dem werten Besuch entgegen ihm schon von weitem herzliche Willkommensgrüße zurufend.

Der Herr Verwalter, dessen Gesicht von Glück erstrahlte, griff nach seinem Hut, um sein Haupt zu entblößen. Doch was war denn das? Soviel er auch an dem weichen Filz zerrte, er bekam ihn nicht vom Kopf herunter. Wohl konnte er ihn einige Zentimeter in die Höhe heben, dann aber fühlte er beim heftigen Ziehen, daß seine Haare sich aus den Wurzeln lösen wollten und notgedrungen mußte er den Deckel wieder in seine normale Lage zurückbringen. Als Braut und die künftigen Schwiegereltern schon ganz nahe herangekommen waren, machte der arme Bräutigam noch einen letzten, verzweifelten Versuch, Hut und Haupt von einander zu trennen, er riß krampfhaft an der widerspenstigen Kopfbedeckung, so daß seine Gesichtsmuskeln ganz verzerrt wurden und die Stirnhaut dem Platzen nahe war, doch auch diese Mühe blieb vergebens. Haupthaar und Hut schienen eine untrennbare Verbindung geschlossen zu haben.

Pannemann und seine Angehörigen hatten verwundert dem Gebaren des Verwalters zugesehen, und ersterer sagte schließlich mit einer aus Humor und Teilnahme gemischten Stimme:

„Lassen Sie den Hut ruhig auf dem Kopf sitzen, Herr Viereck, wir wissen schon, wie es gemeint ist, und akzeptieren ihren guten Willen für die Tat."

„Der Kuckuck weiß, was mir da passiert ist," sagte jetzt Viereck höchst verlegen und begann, die Hand am Hut, mit tiefen Verbeugungen militärisch zu grüßen.

Dann überreichte er der Braut den Strauß, küßte ihr und der Mama die Hand, wobei er immerfort an dem Hut herumfingerte, da es ihm überaus peinlich war, bedeckten Hauptes den Frauen in dieser Weise zu huldigen.

Man schritt jetzt langsam dem Hause zu.

Die sieben Bundesbrüder waren, hinter einem Strauch versteckt, Zeugen des tragikomischen Vorgangs gewesen und sie hatten große Mühe aufwenden müssen, um sich nicht durch lautes Auflachen zu verraten.

Als die Braut mit Eltern und Bräutigam das Haus betreten hatten, pirschten die Bundesbrüder ans Fenster heran, um zu sehen, wie die Geschichte enden würde. So konnten sie denn wahrnehmen, daß die Braut unter Zuhilfenahme einer Schere eine Scheidung zwischen Hut und Kopf ausführte.

„Du, jetzt ist unser Abpfänder wohl hart genug gestraft,"

raunte Lackstiebel Rollmops zu, der von dem vielen halbunterdrückten Lachen schon Leibschmerzen bekommen hatte und jetzt mit beiden Händen sein rundes Bäuchlein festhielt.

Nicht lange dauerte es, da erschien Vetter Heinrich und lud sie zum Kaffee ein. Die drei Gepfändeten weigerten sich, dem Folge zu leisten, indem sie erklärten, daß sie durch ihr Auftauchen den Bräutigam in nicht geringe Verlegenheit bringen würden.

„Er bleibt aber auch zum Abendessen da und Ihr könnt Euch doch nicht so lange von uns abgesondert halten," wandte Heinrich ein. „Kommt nur mit, ich werde schon die Sache ausgleichen."

Schon wollten die Bundesbrüder sich fügen, als sie plötzlich einen Fremden erblickten, der vermutlich als Verlobungsgast erschienen war und langsam durch den Garten schreitend, sich dem Hause näherte. Es war Matthias Pampel, der Großbauer und Gemeindevorstand, bei dessen Anblick Rollmops und seine zwei Mitschuldigen sich verfärbten.

„Ha, der Onkel!" rief Heinrich und stürmte hinweg, um als erster den Gast zu begrüßen.

Die sieben Bundesbrüder aber flüchteten sich in den äußersten Winkel des Gartens.

„Was nun?!" seufzte Lackstiebel mit verzweifelter Miene.

„Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären!" deklamierte das kluge Bleichgesicht. — — —

Wir verlassen einstweilen die Ratlosen und folgen dem neuen Gast ins Zimmer. Vater Pannemann, kaum seiner ansichtig geworden, eilte auf ihn zu, und die ihm dargebotene Hand aufs wärmste drückend, sagte er:

„Wie gut, lieber Schwager, wie gut, daß Du kommst! Wir feiern ja heute die Verlobung unserer Christel, das heißt ganz still unter uns, und darum haben wir es auch unterlassen, Dich und Deine liebe Gattin einzuladen."

„Na ja," entgegnete der Herr Vorstand etwas brummig, „man erfährt auch gar nicht mehr, was bei Euch vorgeht."

„Wir Alten haben von der ganzen Liebesgeschichte auch erst in den letzten Tagen erfahren, und wenn's heute schon zwischen den Brautleuten zum Ringwechsel kommt, so geschieht das auf besonderes Drängen des Bräutigams, der sich sein erkorenes Schätzchen sichern will."

„Na, nun bin ich da und will bleiben und mal nachsehen, ob der Brautmutter, meiner lieben Schwester, der Kuchen gut geraten ist," scherzte fröhlich gelaunt Matthias Pampel.

Beide gingen jetzt ins Nebenzimmer, wo die andern schon

beim Kaffeetisch saßen. Bei ihrem Eintritt stand der Bräutigam auf und trat vor.

„Hier, Schwager, will ich Dich zunächst mit unserem künftigen Schwiegersohn bekannt machen: Herr Gutsverwalter Ignaz Viereck — Gemeindevorstand Matthias Pampel!“

Die beiden Vorgestellten blickten einander mit einem Gesichtsausdruck an, den zu beschreiben uns schwer fallen würde. In den ersten Minuten schien es, als wenn bei dem einen wie dem anderen das Lachen und Weinen um die Oberhand stritten. Endlich hatte sich der Herr Vorstand, als der Aeltere, zu einer Erklärung aufgerafft.

„Also, Sie heißen wirklich Viereck, mein Herr, was ich gestern stark zu bezweifeln alle Ursache hatte. Kamen da am Nachmittage innerhalb eines Zeitraumes von einer halben Stunde drei junge Kerle nach einander zu mir hinein, um sich als Eineck, Zweieck und Dreieck für die Einwohnerliste anzumelden. Sie, Unglücksmensch, erschienen darauf als vierter mit der Erklärung, daß Ihr Name Viereck sei, und da darf es Sie nicht wunder nehmen, wenn ich in dem Wahne, das Opfer boshafter Schelmerei zu sein, Sie brutal angefahren habe.“

Es kam nun noch zu einer weiteren Aussprache, wobei der Verwalter mit seiner Pfändungsgeschichte herausrückte und der Vermutung Ausdruck lieh, daß die drei Stadtherrchen, die ihn listigerweise für einen bestimmten Zeitpunkt aufs Amt hinbestellt, ihm jedenfalls den raffiniert ersonnenen Streich gespielt hätten.

Die beiden Männer reichten jetzt einander versöhnt die Hand, nahmen am Kaffeetisch Platz, und der leidigen Affäre wurde nicht mehr gedacht. Heinrich aber, der Ohrenzeuge der Aufklärungen gewesen war, stürzte hinaus in den Garten und zu den Bundesbrüdern hin.

„Na, drei von Euch haben was rechtes angestiftet!“ rief er erregt. „Jetzt kann ich Euch nicht in die Stube mitnehmen, da nicht nur mein künftiger Schwager, sondern auch Onkel Pampel sich mit Euch bös auseinandersetzen würde.“

„Zerplatz' Dir man die Hosen nich, Heinrich,“ sagte Rollmops, sich stolz in die Brust werfend. „Wir drei, durch Blut und Schwur vereinigte Bundesbrüder fürchten uns weder vor Deinem Viereck, noch dem Pampel; jener hat uns beleidigt und zur Sühnung der Injurie mußte uns dieser als Mittel zum Zweck dienen. Das war alles. Und nun adjös, Vetter! Wir sind schon darin einig geworden, daß wir sofort zur Haltestelle gehen, dort unsern Zug abwarten —“

„Unsinn!“ fiel Heinrich ein. „Heute dürft Ihr noch nicht nach Hause fahren, und so ohne Abschied von Vater, Mutter und Christel schon gar nicht.“

„Ja, sollen wir denn hier wie Stroiche uns in den Büschen umherdrücken? Das könnte uns so passen!“

„Ach, Dummheit! Ich weiß was Besseres. Wir acht Kerle spazieren über die Grenze, die an einer Stelle direkt an unser Feld stößt. Es ist von hier gar nicht weit bis ins Böhmerland, und ich versichere Euch, daß wir uns dort trefflich amüsieren werden.“

„Auf, ins Böhmerland,“ rief der Indianer und die anderen sekundierten ihm.

Heinrich eilte jetzt hinein, um seine Anstalten in Bezug auf den Vesperkaffee zu treffen, und wenige Minuten später saßen alle acht in der umbuschten Fliederlaube, jeder einen dampfenden Topf trefflichen Mokkas vor sich, während in der Mitte des Tisches ein großer Teller gehäuft voll Kuchen stand. Die braune, warme Flüssigkeit wurde rasch hineingeschlürft, ebenso schnell verschwand das zarte Verlobungsgebäck vom Teller, und dann machte man sich ohne Verzug auf den Weg.

Bald befand man sich auf dem Boden des Nachbarstaates, und eine Viertelstunde später war das erste der vielen „böhmischen Därfer“, ein ziemlich volkreicher Ort, erreicht. Ein Gasthof mit einem sich daranschließenden Belustigungspark, in dem es bereits von Besuchern wimmelte, nahm auch unsere Spaziergänger auf. Der einstündige Marsch hatte sie durstig gemacht, und nachdem sie etwas abseits sich an einem Tisch placiert hatten, ließen sie Bier kommen, das frisch und klar, ihnen trefflich mundete. Dem ersten folgte das zweite Glas und sie unterhielten sich mit der Erzählung von allerlei lustigen Streichen und Schwänken.

Auf einmal stieß Herkules den Moor an, und nach der entsprechenden Richtung deutend, sagte er:

„Sieh dort, der Bursche mit den Schmandhosen und dem grünen „Wolkenschieber“ auf dem Kopf kommt mir bekannt vor.“

„Herrjeh, das ist ja der Mehlwurm — Paul Machinski —“

„Oder er scheint es wenigstens zu sein.“

„Nein, nein, er ist es leibhaftig. Sieh, jetzt kommt er hierher, und wir werden das Vergnügen haben, unseren ehemaligen Hetzer und Petzer, den wir mit einem Abdrasch von unseren Rockschößen abgeschüttelt haben, uns wieder einmal in der Nähe anzusehen.“

Jetzt war auch Rollmops auf den Näherkommenden aufmerksam geworden, und als Paulchen ahnungslos bis auf etwa Schrittweite herangekommen war, rief ihm der dicke Bernhard zu:

„Mehlwurm, zerplatz' Dir man die Hosen nich!“

Wie vom Blitz getroffen, blieb Machinski stehen und starrte sekundenlang seine ehemaligen Bundesbrüder an. Dann reckte

er die Zunge so weit heraus, als es ihm nur möglich war, machte kurz Kehrt und entfernte sich eiligst.

Die Freunde brachen in schallendes Gelächter aus und Backstiebel sagte:

„Immer noch derselbe alte Mehlwurm, vom Scheitel bis zur Zehe ein Taugenichts."

„Ich kenne das Bürschchen auch," sagte Heinrich, nachdem er vernommen, woher die Bekanntschaft der sieben mit Paul Machinski datierte. „Er ist auf dem Zollamt als Schreiber beschäftigt, und ich fand wiederholt Gelegenheit, mit ihm in Berührung zu kommen. Ich kann Euch aber so viel sagen, daß ich mit dem Burschen nichts zu tun haben mag."

„Schluß, nichts mehr von diesem Mehlwurm," sagte Moor. „Ein Sprichwort lautet: „Wer Pech angreift, besudelt sich." Wir wollen uns nicht einmal in Gedanken mit einem Subjekt beschäftigen, das in diesem Augenblick durch sein pöbelhaftes Benehmen sich den letzten Rest unserer Achtung verscherzt hat."

„Dort rechts an der Mauer steht ein sogenanntes „Affenhaus", in dem verschiedene Tiere zu sehen sind," sagte Heinrich. „Wir wollen uns mal dorthin begeben, obgleich die vorhandenen Exemplare, zumal für Euch Städter, kaum des Sehens wert sein dürften. Es kostet ja nischt."

Sie verließen nun ihre Plätze und gingen nach dem Affenhaus. Das Ding, das diesen stolzen Namen führte, bestand nur in einer elenden Baracke, die aus eingerammten Pfählen und Plankenwerk errichtet und mit Drahtgittertüren versehen, einigen Lebewesen zum Aufenthalt diente. Zwei Meerkatzen, vier Kaninchen, einige Eichkätzchen und ein lahmes, halbverhungertes Rehkalb, in verschiedenen Abteilungen untergebracht, machten den ganzen Tierpark des Etablissements aus. Derselbe bildete denn auch nur einen Magneten für kleine Kinder, die an dem Gebaren der Tierchen sich ergötzten. Trotzdem verweilten unsere Helden fast eine Viertelstunde lang bei der „Tierbude", wie Rollmops das Ding nannte, auf das kein Name richtig passen wollte. Dann kehrten sie auf ihre Plätze zurück.

Als Herkules und der Indianer sich auf die Bank niederließen und den Rücken gegen die Lehne drückten, entfuhr dem Munde beider gleichzeitig ein schmerzliches „Au, au!"

Sie sprangen auf, und sich umkehrend, begannen sie die Lehne, die nur aus einem an Pfähle festgenagelten Brett bestand, zu untersuchen.

„Was gibt's da, was ist Euch zugestoßen?" forschten die übrigen besorgt und erschrocken.

Die zwei Betroffenen erklärten, einen schmerzhaften Stich in den Rücken erhalten zu haben, und schon hatten sie auch entdeckt, wodurch derselbe verursacht worden war. In dem Brett

befanden sich kleine Astlöcher und aus zwei derselben ragten spitze Nägel heraus, die von der Rückseite eingestoßen waren.

„Sind denn die Nägel vorhin nicht dagewesen?“ fragte Heinrich.

„Jedenfalls nicht, denn sonst hätten wir ihr Dasein schon längst und ebenso schmerzhaft bemerken müssen, wie das jetzt geschehen ist,“ entgegnete der Indianer.

„Ah, Paul Machinski, der Schuft hat's getan!“ entfuhr es plötzlich Rollmops. „Kopf und Kragen will ich verwetten, daß dieser Banditenstreich sein Werk ist.“

„Du kannst recht haben,“ sagte Herkules nach kurzer Ueberlegung, „der infame Schurke hat unsere kurze Abwesenheit benutzt, um uns einen Schabernack zu spielen, wie ihn nur seine schwarze Seele ersinnen konnte.“

„Und leider müssen wir hier die Revanche schuldig bleiben,“ äußerte Fernau — das Bleichgesicht — mit Bedauern.

„Das ist nicht gesagt,“ fiel Moor ein. „Unser Freund Heinrich weiß, wo er zu finden ist, und da wir morgen noch frei haben, so gilt nur zu überlegen und nachzusinnen, wie dem Buben mit einem Revanchestreich beizukommen ist.“

Damit war die Sache einstweilen abgetan.

Man blieb noch eine geraume Weile am Orte, während welcher Zeit die zwei Betroffenen durch Schmerzen im Rücken immerfort an Paul Machinski erinnert wurden, so daß Rollmops aus Teilnahme für seine Bundesbrüder mit dem Plan herausrückte, den Mehlwurm in der Menschenmenge aufzusuchen und ihn gehörig zu verhauen.

„Das geht nicht,“ entgegnete Herkules, „denn Mehlwurm hat gewiß hier einen großen Anhang von Rowdys gleicher Art, wie er einer ist, und wir würden auf alle Fälle den kürzeren ziehen. Es muß ein anderes Mittel gefunden werden, um den Bösewicht daran zu erinnern, daß es nicht geraten sei, den Zorn der Bundesbrüder zu entfachen.“

„Kommt Zeit, kommt Rat,“ schloß das kluge Bleichgesicht die Debatte über den Gegenstand.

Es war bereits in der zehnten Stunde, als sie den Heimweg antraten, und noch vor Mitternacht ruhten sie wohlgeborgen in ihrem Quartier. — — —

Gegen Mittag des nächsten Tages sah man einen jungen Menschen mit einem seltsam geformten Paket unter dem Arm, an dem er anscheinend schwer zu tragen hatte, die Grenze passieren. Rechts vom Wege stand das Zollhaus, an dem der junge Packträger in ziemlich raschem Tempo vorüberschreiten wollte. Plötzlich wurde ein Fenster aufgerissen, ein buschiger Kopf schob sich heraus und rief dem jungen Mann ein gebieterisches „Halt, halt!“ nach.

Der Angerufene blieb stehen und wandte sich um: „Was gibt's?"

„Sie sollen mit Ihrem Pack hereinkommen, damit man sieht, ob Sie zu verzollende Waren bei sich führen!"

„Ich führe nichts Verzollbares bei mir," entgegnete der andere. „Auch habe ich wenig Zeit —"

„Sie haben herein zu kommen oder man wird Sie holen, verstanden!" klang es jetzt sehr energisch zum Fenster hinaus.

Jetzt war kein Widerspruch mehr zu erheben, und der junge Mann schritt mit seinem Paket nach dem Zollhause.

Drinnen saß ein alter Zollbeamter am Tisch, der seinem Schreiber, der niemand anders als Paul Machinski war, den Auftrag gab, das Paket zu untersuchen. Der Eigentümer desselben erhob nochmals Protest dagegen, indem er versicherte, daß drinnen nichts Verzollbares sich befände.

„Es nützt nichts, Herkules, rinjeflogen biste nun," raunte Paul Machinski unserm Helden zu, indem er die Schnüre von dem Bündel zu lösen begann.

Bald hatte er aus einer Menge Lumpen eine große Blechbüchse herausgeschält, die vermittels eines aufgestülpten Deckels gut verschlossen war.

„Hier, Herr Inspektor, diese Blechbüchse hat der junge Mann hineinschmuggeln wollen," sagte Paul Machinski mit schadenfrohem Grinsen, den schweren Behälter emporhebend.

„Oeffnen und nachsehen, was drinnen ist," lautete der Befehl.

„Wart', Mehlwurm, ich will Dir ein wenig helfen," sagte jetzt Herkules, indem er die Büchse beim unteren Ende anfaßte, „so kannst Du den Deckel hübsch herunterziehen."

Es geschah. Paul erfaßte den Deckel und riß an demselben mit solcher Gewalt, daß der Verschlußteil sich plötzlich von der Büchse löste und Mehlwurm mit demselben in den Händen rücklings zu Boden stürzte, während der Inhalt, wie es nicht anders sein konnte, über ihn sich ergoß. Im nächsten Moment sprang er schreiend vom Boden auf. Ein ganzer Scheffel Sand mit großen Waldameisen untermischt, hatte ihn überschüttet. Wie vom „Drehling" gepackt, wirbelte er sich wohl zwanzigmal um seine Achse herum, hüpfte und sprang wie ein wahnsinniger Ziegenbock und stieß unartikulierte Jammerlaute aus. Eine Menge Ameisen war durch die verschiedenen Oeffnungen der Kleider und Wäsche an den bloßen Körper gelangt, und das Zwicken und Kneifen der kleinen, bösen Tiere verursachte dem Burschen keine geringe Pein.

Der alte Zollinspektor schaute minutenlang verblüfft drein, wagte es aber nicht, seinem Schreiber irgend welchen Beistand zu leisten.

„Ich habe ja gesagt, daß ich nichts Verzollbares bei mir

führe, es wurde mir aber nicht geglaubt," sagte Herkules mit einem höhnischen Lächeln, und zu Paul Machinski gewendet, fügte er hinzu: „Du, Mehlwurm, es gibt eine Nemesis! Denk' an die zwei Nägel in der Banklehne drüben im Park und — weiter hab' ich Dir nichts zu sagen."

Ruhig schritt er hinaus, einen Haufen Lumpen, eine Blechbüchse und als Rachegeister eine Legion Ameisen hinter sich lassend.

Draußen setzte er sich in eilige Gangart, um möglichst schnell auch die Grenzpfähle hinter sich zu lassen.

Auf deutschem Boden wurde er von den sechs Bundesbrüdern erwartet, die ihn mit lautem Hurra empfingen.

„Der Paul Machinski," sagte Herkules, „hat einen Denkzettel erhalten, der ihm gewiß nicht so bald aus seinem Schädel entschwinden wird."

Sobald er erzählt hatte, wie drinnen sich alles abgespielt, sagte Rollmops: „Nu können wir heimfahren, hier haben wir nischt mehr zu suchen."



Eine verhängnisvolle Schlittenfahrt.

Von A. Hugo, Schöneberg, Geßlerstraße 7.

Seit einigen Tagen fiel der Schnee in dichten Flocken und in blendender Weiße lagen Straße und Feld, denn zu der Zeit, in welcher meine Geschichte spielt, fuhr noch nicht durch jede Straße die Pferdebahn. Ja, elektrische Straßenbahnen und Auto-Omnibusse waren noch unbekannte Größen selbst im Mittelpunkte der Stadt, geschweige denn draußen an der Weichbildgrenze, wo unser Haus stand. Infolgedessen war dort eine großartige Schlittenbahn; jeder Junge hatte seinen Schlitten vorgesucht und damit ging's die Straße auf und ab. Wir hatten am Weihnachtsheiligabend unter anderen nützlichen Geschenken auch einen Schlitten bekommen; nicht solchen Eisen-

schlitten, auf dem nur ein Junge Platz hat, nein, unser Vater war für's Praktische. Wir hatten einen festen Holzschlitten, auf dem ganz bequem drei Jungens sitzen konnten. Der Schlitten mußte einen derben Stoß vertragen können, und so hatte Vater beim Ankauf desselben weniger auf Eleganz gesehen, und das war gut so, denn zwei Jungens und die dazugehörige Freundschaft können etwas leisten.

Zu unserm Grundstück gehörte ein Teich, dessen Ufer hoch lagen. Wir hatten uns dort eine Schlittenbahn zurechtgemacht und sausten mit unserm Schlitten immer das ziemlich steile Ufer hinab bis in die Mitte des Teiches. Der Schlitten knackte wohl manchmal in allen Fugen, überschlug sich auch öfter, so daß wir kopfüber den Abhang hinunterkollerten; dann hatten wir blaue Flecke, aber der Schlitten blieb ganz. Ein ganz besonderes Vergnügen war es für uns, auch unsern Schlitten an vorbeifahrende Wagen anzuhängen. Die Leine wurde dann hinten um die Achse oder das Trittbrett des Wagens geschlungen, und wer vorn auf dem Schlitten saß, nahm die Leine und hielt sie fest. Wenn dann die Kutscher tobten und mit der Peitsche nach uns schlugen, wurde die Leine losgelassen und der Schlitten blieb stehen. Aber einmal versagte dies praktische Mittel doch.

Eines Tages wollten wir einen Freund, welcher an der Chaussee wohnte, die nach Reinickendorf führt, besuchen. Willy und Berthold kamen mit. Unterwegs trafen wir einen Wagen, der mit zwei flotten Pferden bespannt war. Berthold hatte die Leine des Schlittens um den Tritt des Wagens geschlungen. Als wir auf dem Schlitten saßen, schalt der Kutscher zwar und schlug auch mit der Peitsche nach uns, aber wir lachten ihn aus und ließen uns mitziehen. Selbst als der Kutscher die Pferde zu einem noch schnelleren Tempo antrieb, ließen wir nicht los, obwohl der Schlitten hin- und hergeschleudert wurde. Nach einiger Zeit hatten wir das Gehöft des Freundes erreicht. Berthold ließ die Leine los — der Schlitten stand — aber nur einen Augenblick, dann ging's weiter. Die Leine hatte sich oben beim Wagentritt durch das Schleudern des Schlittens eingeheddert, und wir kamen nicht los und mußten mit. Nun war guter Rat teuer. Wir trösteten uns aber, denn bald mußte das Fuhrwerk das Chausseehaus erreichen, wo das übliche Chausseegeld entrichtet werden mußte; während des Aufenthaltes hofften wir loszukommen. Das Chausseehaus kam — der Kutscher hielt und bezahlte — aber uns waren die Finger so klamm geworden, daß wir die Leine nicht losbekamen. Der Kutscher hatte nun gemerkt, daß wir gern unsern Schlitten frei haben wollten und rief uns schadenfroh zu:

„Ihr sollt Euch nicht wieder anhängen! Euch werde ich's besorgen!"

Er versetzte den Pferden ein paar Hiebe, und die Tiere liefen, was sie konnten. Der Weg war jetzt sehr holperig, und wir hatten Mühe, uns auf dem Schlitten festzuhalten. Da sagte Berthold:

„Ich werde Dir mein Taschenmesser geben; schneide die Leine durch!"

Er faßte in die Tasche, um das Messer hervorzuholen; bei unserer schnellen Fahrt verlor er dabei aber das Gleichgewicht und fiel vom Schlitten. Wir sahen ihn bald nicht mehr, denn weiter ging die unfreiwillige Fahrt. Den Weg, welchen wir jetzt fuhren, kannten wir nicht, und die Finger waren uns so klamm, daß wir uns kaum festhalten konnten.

„Hätte ich bloß Unterhosen an," meinte Willy.

„Warum?" fragte ich zurück.

„Na, es wird riesige Senge geben!" lautete die Antwort.

Noch eine ganze Weile ging die Fahrt; endlich auf freiem Felde hielt der Wagen. Ehe wir unsern Schlitten loshatten, war der Kutscher vom Wagen . Wir brachten uns rechts und links in Sicherheit und baten um unsern Schlitten. Der Kutscher schnitt den Schlitten los, legte ihn, ohne ein Wort zu sagen, auf seinen Wagen und wollte wieder auf seinen Bock klettern, um weiterzufahren. Ich machte einen Schneeball, und — bums! — fiel sein Hut vom Kopf. Da nahm er die Peitsche und kam auf mich zu. Willy folgte meinem Beispiel, traf aber nicht den Kutscher, sondern die Pferde, welche sofort anzogen. Nun lief der Kutscher seinem Wagen nach, aber Willy war schneller. Er kletterte von hinten auf den Wagen, nahm die Zügel, und heidi! fuhr er los, der Kutscher immer hinterher und ich ebenfalls. Als Willy sah, daß die Entfernung zwischen ihm und dem Kutscher groß genug war, ließ er die Pferde langsam gehen, sprang vom Wagen, nahm den Schlitten, und dann ging es querfeldein, während der Kutscher seinem Wagen nachlief, ohne sich nach uns umzusehen. Wir trafen uns bald und waren froh, den Schlitten wieder zu haben. Die Chaussee zurückgehen, um nach Hause zu kommen, war uns zu gefährlich; deshalb liefen wir so schnell wie möglich über die Felder, ohne Weg und Steg, immer durch den tiefen Schnee. Es dunkelte bereits, als wir einen Weg erreichten und Leute trafen, welche uns zeigten, wie wir gehen müßten, um die nächste Bahnstation Hermsdorf zu erreichen; denn daß wir die anderthalb Meilen noch am späten Nachmittag zu Fuß im Dunkeln machen konnten, daran war nicht zu denken. Müde und durchgefroren erreichten wir den Bahnhof; unser Geld langte glücklicherweise

zu zwei Fahrkarten. Als dann der Zug kam, stiegen wir ein. In dem durchwärmten Wagen kam auch unser Humor wieder zum Vorschein, und ohne weitere Erlebnisse langten wir zu Hause an, wo Berthold bereits eingetroffen war. Er war, als er vom Schlitten fiel und uns davonfahren sah, gleich nach Hause gegangen. Obwohl uns das Anhängen diesmal recht leid gemacht worden war, verübten wir es weiter; aber noch lange sprachen wir von der verhängnisvollen Schlittenfahrt.



Ein toller Streich.

Der gefürchtete Bund der Sieben hatte wieder einmal beschlossen eine geheime Sitzung zum Wohl und Wehe seiner Mitmenschen abzuhalten.

Furchtbar, lieber Leser, nicht wahr?

Ach so, Pardon, Du hast, wie es mir vorkommt, die bisher erschienenen Hefte vom Bund der Sieben keiner Beachtung gewürdigt, denn sonst würdest Du nicht so verständnislos mit dem Kopfe schütteln.

Na, ich kann Dir nur in Deinem eigenen Interesse raten, das Versäumte nachzuholen, denn erstens ist es eine unbedingte Pflicht jedes lustigen Menschen, die herzerfrischenden Abenteuer des gefürchteten Bundes zu lesen, und zweitens ist es höchst gefährlich für Dich selbst, wenn die Kerle erfahren, daß Du nicht ständiger Abonnent ihrer Rüpeleien bist. So, nun habe ich Dich gewarnt. Wenn Du nun trotzdem meinen Rat nicht befolgst und eines Tages als Geächteter in der Litfaßhöhle in der Bundessprache angenagelt bist und vor die heilige Feme im unterirdischen Verließ vor den verkappten Badehoserichtern — ach so — —

Beinahe hätte ich mich auch noch der Gefahr ausgesetzt, mit der Feme Bekanntschaft zu machen, denn das „Petzen“ wird schwer geahndet.

Aber was ich verraten darf, das will ich Dir erzählen, lieber Leser.

Also hiermit sei Dir kund, daß die gefürchteten Kerle, der

Bund der Sieben, wie sie sich stolz nennen, eine Bande ganz verflixter Rangen sind, die sich draußen unter der Blutbuche im Walde, wo der Unbekannte begraben liegt, bei Blitz und Donnerschlag, bei Sturm und Regen Blutsbrüderschaft bis zum Tode geschworen haben.

Als ständiges Versammlungslokal wurde der Keller in der Heinrichstraße 19, in welchem Hause die Bengels insgesamt mit ihren Eltern wohnen, gewählt.

Die Litfaßhöhle auf dem Hofe, eine zu diesem Zwecke tadellos geeignete Kiste, welche von allen möglichen anderen Gegenständen, als Körben, Fässern, Kasten, umgeben ist, dient sehr zweckmäßig als Publikationsort für die Bundesmitglieder.

Der sommersprossige, rothaarige Max Zwiesel, genannt der Indianer, hatte den geheimnisvollen Pfeil mit den sieben Strichen in blutiger Zeichnung, welche mangels Blut mit roter Kreide ausgeführt wurde, an der Türschwelle jedes Bundesmitgliedes hingemalt und war dann nach der Litfaßhöhle auf dem Hofe gegangen, wo er folgendes niederschrieb:

lufe mimaralo timulelamisefesilusare
teromaralororemu lomiremulasolemosalusare *)

Während er noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, kam über den Hof ein eleganter, zierlicher Junge. Mit prüfendem Blick trat er näher und blickte dem in der Litfaßhöhle hantierenden Knaben schweigend zu. Dann zog er unter seiner schönen, zweireihigen Weste ein kleines, mit Buchstaben und Fächern beschriebenes Papptäfelchen hervor und verglich die an die Wand geschriebenen Worte mit demselben.

Als der Indianer dann herauskroch, nickte der andere befriedigt vor sich hin und ließ das Täfelchen wieder unter seiner Weste verschwinden.

„Guten Tag, Lackstiebel."

„Guten Tag, Indianer," erwiderte der Angeredete, welcher ebenfalls ein Mitglied der Kerle war und wegen seiner fein säuberlichen Eleganz der Lackstiebel hieß.

„Was ist denn los?" fragte er dann. „Soll wieder einmal Gericht abgehalten werden über ein Bundesmitglied?"

„A. S., Alter Sohn, Du scheinst nicht mehr zu wissen, daß es streng verboten ist, vor der Sitzung über den Zweck derselben zu diskutieren," sprach der Indianer mit würdevoller Miene.

„A. s., a. S. Ach so, alter Sohn, Du hast recht," erwiderte der Lackstiebel. „Ich habe auch etwas sehr Wichtiges vorzubringen."

Trotz der soeben erteilten Rüge konnte sich der Indianer nicht enthalten, mit Neugier den Freund zu fragen, was es sei.

„A. s., a. S. Ach so, alter Sohn, Du scheinst nicht mehr zu wissen, daß es streng verboten ist, vor der Sitzung über den Zweck derselben zu diskutieren," gab der Lackstiebel mit der pfiffigsten und schadenfrohesten Miene zurück. Hierauf ließ er den abgeführten Indianer stehen und ging stolz dem Hause zu.

Doch die Neugier des letzteren war jetzt erwacht. „Lackstiebel, komm doch einmal her!" rief er dem Davongehenden nach.

Die beiden Kerle waren von einer schier unbezähmbaren Neugier befallen. Beide kannten gegenseitig ihre Schwächen, und Lackstiebel trug nur äußerlich sein gleichgültiges Benehmen zur Schau, in seinem Innern brannte die Flamme der Neugier lichterloh und er hatte infolgedessen den Ruf des Indianers als etwas Selbstverständliches erwartet.

Scheinbar unwillig drehte sich der Gerufene jetzt auf dem Absatz herum und fragte mürrisch: „Was willst Du denn noch?"

„Du, Lackstiebel, wie wäre es, wenn wir die Gesetze des Bundes auf irgend eine Weise zu umgehen suchten, und wir teilten uns gegenseitig die Neuigkeiten mit."

Einen Augenblick schwankte Lackstiebel, ob er dieses schmachvolle Anerbieten, als eines richtigen Kerls vom Bunde der Sieben nicht würdig, kurzweg mit Entrüstung ablehnen sollte, aber die Neugier siegte, und sie überlegten dann mit ernsten Falten im Gesicht, welche Möglichkeit es eventuell geben könnte, die Gesetze des Bundes zu umgehen.

Schließlich fand Lackstiebel das richtige, nachdem die beiden Kerle vorher von Telephon, Grammophon, funkenloser Telegraphenübertragung mittels zweier alter Konservenbüchsen 2c. alles Mögliche und Unmögliche zusammengefaselt hatten.

Lackstiebel hatte einen höchst einfachen und praktischen Ausweg gefunden.

Der Indianer sollte einfach zu ihm in die Wohnung kommen und er, Lackstiebel, wollte dort in seinem Lernzimmer ein Selbstgespräch halten, worin er seine Neuigkeit den Wänden erzählte. Der Indianer kam dann von ungefähr dazu und erlauschte an der Tür das Selbstgespräch Lackstiebels.

Als Revanche sollte dann der Indianer in eine der auf dem Hofe stehenden Kisten kriechen und dort sein Geheimnis im Selbstgespräch erzählen, wobei der Lackstiebel dann ebenfalls von ungefähr dazukam und lauschen sollte.

Der Indianer war nur der Sohn eines Kellners und konnte sich dieserhalb den Luxus eines Arbeits- oder Lernzimmers, wie der wohlsituierte Lackstiebel, dessen Vater Versicherungsagent mit einem hohen Einkommen war, nicht erlauben. In-

folgedessen mußte das auf dem Hofe befindliche Kistenmaterial zu dem besprochenen Zwecke herhalten.

Also wurde es gemacht.

Daß der Indianer ganz gemütlich mit Lackstiebel vor seine Wohnungstür ging, seinen Bundeskollegen in die Wohnung vorausgehen ließ und dann einfach an der Tür von dessen Arbeitszimmer wartete, bis Lackstiebel, durch einen Husten[illegible]fall des Indianers von dessen Anwesenheit überzeugt, sein Selbstgespräch begann, schadete nichts. Lackstiebel sah den Indianer nicht, sprach nicht zu ihm direkt und infolgedessen verfehlte er nicht gegen die Gesetze des Bundes der Sieben.

Bis dahin war alles gut. Nur flossen dem eleganten Lackstiebel eine Viertelstunde später Tränen der Wut über sein intelligentes Knabengesicht, denn der Indianer hatte ihn in schlauester Weise düpiert. Er hatte das Selbstgespräch des Lackstiebels bis zu Ende angehört und nachdem seine Neugier befriedigt war, den nichtswürdigen Plan gefaßt, seinen Genossen vom Bunde der Sieben um den versprochenen Ohrenschmaus zu bringen.

Der Indianer drehte geräuschlos den von außen im Schloß steckenden Schlüssel um und verließ dann die Wohnung Lackstiebels. Während der letztere mit beiden Fäusten an der Tür herumtrommelte und zu spät einsah, daß ihn der Indianer schnöde überlistet hatte, spazierte der letztere höhnisch grinsend auf dem Hofe umher und spähte schadenfroh nach dem Arbeitszimmer des Lackstiebels hinauf.

Als dieser am Fenster erschien und wutknirschend in den Hof hinabblickte, fragte der Indianer ganz freundlich, ob er sein Selbstgespräch beendet hätte, dann verschwand er von der Bildfläche.

Zu allem Unglück war die Mutter Lackstiebels zum Kaffeekränzchen und das Dienstmädchen hatte die Gelegenheit benutzt, um ihren Schatz, einen schmucken Grenadier, aufzusuchen, so daß der Eingesperrte vollständig von der Außenwelt abgeschlossen war.

Nachdem Lackstiebel dann das Vergebliche seiner Bemühungen, aus der Gefangenschaft erlöst zu werden, einsah, ergab er sich in sein Schicksal und suchte seinen Kummer zu lindern, indem er aus seiner Jackentasche ein Kästchen mit Zigaretten hervorzog und dann, auf der Chaiselongue liegend, wie ein Grandseigneur den süßen Rauch nach dem Beispiel seines alten Herrn durch die Nase blies.

In dieser ebenso hübschen wie angenehmen, aber für einen solchen Schlingel höchst unpassenden Beschäftigung wurde der Lackstiebel nach eineinhalbstündiger Gefangenschaft plötzlich durch

einen eigentümlichen Pfiff aus seinen Träumereien emporgeschreckt, welcher eine elektrisierende Wirkung auf ihn ausübte, denn er sprang mit einem Satz hoch und eilte ans Fenster.

Es war der Bundespfiff, und unten im Hof stand auch derjenige, von welchem das Signal ausgegangen war, ein dicker Junge mit rundem, gemütlichem Vollmondgesicht, Bernhard Pannemann, genannt der Rollmops, in seiner außerbundlichen Eigenschaft Sohn des Hausbesitzers Pannemann, in dessen Kellerräumen die geheimen Sitzungen des Blutgerichtes der Feme tagten.

„Guten Abend, Lackstiebel," rief der Rollmops hinauf, da unterdessen die Schatten der Dämmerung herniedergesunken waren. „Kommst Du mit, es ist bald Zeit."

Erschrocken blickte der Lackstiebel nach seiner silbernen Taschenuhr und gewahrte, daß die Sitzungszeit nicht mehr weit entfernt war. Abgesehen davon, daß es direkt als eine Schmach betrachtet wurde, wenn ein Bundesmitglied ohne zwingende Gründe einer Sitzung fernblieb, trieb ihn schon seine Neugier dazu, ja keine Sitzung zu versäumen.

Er befand sich infolgedessen in einer wenig angenehmen Situation. Den Schelmenstreich des Indianers durfte er dem Rollmops auf keinen Fall erzählen, denn dann blamierte er sich und wurde von den übrigen Kerlen auf lange Zeit hinaus gefoppt und gehänselt.

Doch der Lackstiebel wußte sich zu helfen. Er log dem Rollmops vor, daß er im Zimmer geschlafen hätte, währenddem sei das Dienstmädchen fortgegangen und habe, jedenfalls in der Meinung, daß er sich nicht im Zimmer befinde, die Tür von außen verschlossen. Infolgedessen könnte er nun nicht heraus.

Nachdem die beiden Kerle lange hin und her überlegt hatten, wie es wohl am besten anzustellen sei, daß der Lackstiebel aus seinem Gefängnis herauskomme, wußte Rollmops, dessen Hirn sonst nicht gerade gleichen Schritt mit seinem Körpergewicht hielt, einen rettenden Ausweg.

Er verließ den Hof und begab sich nach seiner elterlichen Wohnung. Dort schlich er sich in die Küche und erspähte einen günstigen Augenblick, um die an der Wand hängende Wäscheleine an sich zu nehmen und ungesehen die Wohnung wieder zu verlassen. Zwischen dem Gerümpel der Kisten und Kasten zog der Rollmops dann eine lange Stange hervor und erschien damit unter dem Fenster des Lackstiebels.

Es war unterdessen ganz dunkel geworden und infolgedessen die Situation zur Befreiung des Lackstiebels äußerst günstig.

Der Rollmops befestigte den Knäuel an der Spitze der Stange und reichte ihn dann dem Lackstiebel hinauf.

Dieser band die Wäscheleine gut am Fensterkreuz an, steckte die obligate Badehose, ein zum Besuch der Feme unentbehrliches Kleidungsstück, in die Tasche und rrrrt, rutschte er dem Rollmops in die ausgebreiteten Arme. Damit die herabhängende Leine nicht etwa von anderen Personen zu unlauteren Zwecken benutzt wurde, banden die beiden Kerle einen Stein an das herabhängende Ende und versuchten mit geschickten Würfen den Stein in das offenstehende Fenster von Lackstiebels Stube zu praktizieren, was dem Rollmops endlich gelang.

Gleichzeitig stießen beide aber einen Schreckensruf aus, denn im nämlichen Augenblick ertönte ein Klirren und Klingen wie von zerbrochenem Glas.

„Der Trumeau," stieß Lackstiebel erschrocken hervor.

„Verfl .. " erwiderte Rollmops kleinlaut und kratzte sich hinter den Ohren.

So standen beide eine geraume Weile in völliger Zerknirschung da.

„Wenn mein alter Herr den Schaden sieht, bekomme ich sch. S., schwere Senge," murmelte Lackstiebel.

Rollmops faßte sich zuerst, was in Anbetracht seiner nicht direkt mit dem Unglück in Verbindung stehenden Person leicht begreiflich erschien, und suchte den Blutsbruder so gut als möglich zu trösten.

„Den Kopf hoch, alter Sohn, vorläufig ist es ja noch gar nicht heraus, ob es wirklich der Trumeau war, der kaputt gegangen ist. Vielleicht war es nur die Wasserflasche, welche auf der Konsole stand."

Obwohl Lackstiebel durch eine innere Stimme vor der Annahme einer Wahrscheinlichkeit dieses Trugbildes gewarnt wurde, klammerte er sich doch an die Worte seines Blutsbruders wie der Ertrinkende an einen Strohhalm an und redete sich selbst so eindringlich diese kaum annehmbare Tatsache ein, daß er schon fast daran glaubte, als der Rollmops seinen Arm unter den seinen schob und ihn von der Unglücksstätte entführte.

Unterwegs machte er sich noch schnell seinen Plan zurecht, wie er am besten dem über seinem Haupte schwebenden Damoklesschwerte ausweichen könne, und als er Rollmops denselben mitteilte, war dieser sehr damit zufrieden, denn er nickte eifrig, indem er erwiderte:

„Recht so, alter Sohn. Auf diese Weise kann Dir keiner an die Wimpern klimpern. Dein alter Herr muß zwar den Spiegel berappen, aber das tut er ja nur im Interesse des Bundes der Sieben, und als Anerkennung wollen wir ihn bei Gelegenheit zum Ehrenonkel unseres Blutsbruderbundes erheben.

Durch diese Auszeichnung wird er reichlich entschädigt für seinen vermutlichen Aerger darüber, daß er die Spiegelscheibe bezahlen muß.“

„Hm, Rollmops, das ist ja recht schön. aber sage einmal, wenn zum Beispiel Dein Vater den Schaden decken würde, weil Du doch den Stein geschleudert — — —“

„Ach so,“ unterbrach ihn der Rollmops schneidend, indem er den Arm blitzschnell aus dem des Lackstiebels zog und diesen mit vernichtendem Blick betrachtete. „Du scheinst zu vergessen, daß meine Tätigkeit bei Deiner Befreiung eigentlich nur passiv war, oder vielmehr, daß ich ausschließlich durch die Macht Deines Willens dazu verleitet wurde, meine Dienste im Interesse eines bedrängten Bundesbruders zu leisten. Zerplatz' Dir man die Hosen nich, Lackstiebel. Mein alter Herr wird sich hüten. Pfui, schäme Dich überhaupt, ein edles Samariterwerk auf solch' unedle Weise zu lohnen. Eigentlich müßte ich Dich dafür bei der Feme denunzieren, damit Du zu einem Abdrasch verurteilt wirst.“

Also sprach der Rollmops. Seine von edlen Empfindungen schier überlaufende Rede entsprang jedoch keineswegs einem so edlen Motiv, dieselbe hatte vielmehr ihren Ursprung in dem krassen Egoismus für seines Vaters Schätze einerseits und in einer heillosen Angst für das Wohlbefinden seines wohl proportionierten hinteren, unteren Körperteils, dessen kraftstrotzende Formen einem empörten Vaterherzen ein schlagkräftiges Abkühlungsmittel boten.

Der Lackstiebel nahm die Worte des scheinbar so entrüsteten Blutsbruders deshalb auch keineswegs tragisch. „Zerplatz' Du Dir man die Hosen nich,“ soufflierte er dem Rollmops dessen ständige Redensart zu, die bei diesem eher angebracht war, wie bei jedem anderen. „Es wird das beste sein, Du gehst nach der Sitzung wieder auf den Hof unter mein Fenster, während ich mich in mein Zimmer schleiche, vorausgesetzt, daß unser Mädchen zurück ist und die Bescherung noch nicht gesehen hat. Ich werfe Dir dann schnell die Leine zu und schlage Lärm. Ich stelle mich so, als wenn ich von der ganzen Sache nichts wüßte. Es hat eben irgend jemand einen Stein ins Zimmer geworfen und dafür kann ich doch nichts. Daß das Fenster offen war, ist noch ein Glück, denn sonst kostet der Spaß noch einige Märkchen mehr. Allerdings ist mein alter Herr nun der allein Geschädigte, aber das ist einmal nicht zu ändern. Damit nun aber keiner den andern verrät, so gib mir auf unsern Blutschwur das Versprechen, zu niemand von der ganzen Sache ein Wort zu sagen, wer es auch sei, ich gebe

Dir ebenfalls feierlich dasselbe, mit keinem Wort etwas zu verraten."

Arglos leistete der Rollmops das Versprechen, ohne im entferntesten die schwarzen, hinterlistigen Gedanken des Lackstiebels zu ahnen, welche dieser heimtückischerweise schmiedete.

Im Hausflur erspähten die beiden Blutsbrüder einen günstigen Augenblick und verschwanden, als die Luft rein war, in der Tiefe des Kellers.

Die übrigen Mitglieder des Bundes der Sieben waren schon vollzählig versammelt.

Als die beiden letzten Brüder erschienen, ertönte ein beifälliges Gemurmel und der Lackstiebel sowohl wie der Rollmops streiften die Badehosen über die Köpfe. Der Lackstiebel warf dem durch die Maschen der gestrickten Badehose lächelnden Indianer einen vernichtenden Blick zu, worauf die beiden ihre Plätze einnahmen, und der Hauptmann Karl Moor eröffnete die Sitzung der Blutsbrüder, indem er dreimal an einen alten, blechernen Kochtopf schlug, welcher als Zeichen seiner Häuptlingswürde vor ihm stand.

„Ich frage Euch, Ihr Brüder vom Bunde der Sieben, die Ihr unter der Blutbuche draußen im Walde ewige Treue geschworen habt, seid Ihr damit einverstanden, daß die Sitzung eröffnet wird?" klang es dumpf unter der Badehose des Hauptmanns hervor.

„Wir sind einverstanden," schallte es aus sechs zum tiefsten Brustton herabgestimmten Kehlen zurück.

„So erteile ich unserem Bundesbruder, dem klugen Bleichgesicht das Wort," sprach der Hauptmann.

„Das heutige Femgericht hat sich mit einem gar eigenartigen Falle zu befassen," nahm das Bleichgesicht feierlich das Wort. „Dieser eigenartige Fall zerfällt eigentlich in zwei Fälle, und zwar dergestalt, daß einer unserer Blutsbrüder eine sehr zu verurteilende Indiskretion begangen hat, welche aber durch den zweiten Fall, insofern, als diese Indiskretion überhaupt zur Kenntnis des ganzen Falles beigetragen hat, gewissermaßen schon gesühnt ist.

„Ja, Blutsbrüder, die heilige Feme betritt diesmal ein Gebiet, auf welchem sie bisher noch nicht tätig gewesen ist. Es gilt, eine Unglückliche wieder glücklich zu machen, sie von dem furchtbaren Gedanken des Selbstmordes abzubringen. Seid Ihr bereit, diese edle Tat mit mir gemeinsam zu vollbringen, so hebt die rechte Hand hoch."

Mit einem Ruck fuhren sechs Arme in die Höhe, und ein Beifallsgemurmel wurde hörbar.

„So hört denn, Ihr Blutsbrüder, meinen Bericht," nahm

das kluge Bleichgesicht wieder mit tiefer Stimme das Wort. „Unser Mitglied Lackstiebel hat am heutigen Morgen beim Verlassen seiner Wohnung einen Brief unter dem Blechkasten vor dem Hause gefunden, welcher jedenfalls von dem Absender aus Versehen daneben gesteckt worden ist, denn derselbe war an einen kaiserlichen Militärsoldaten mit Namen Gotthilf Knutschke gerichtet und trug oben rechts in der Ecke eine Marke, welche schräg aufgeklebt und noch nicht abgestempelt war. Der Stand der Marke auf dem Kuvert kennzeichnete den Brief, wie ich im Liebesbriefsteller feststellte, als einen Liebesbrief.

„Lackstiebel hatte nun als Mitglied unseres Bundes, getreu unserm Grundsatz:

Furchtlos und frei!
Immer dabei!
Den Schwachen zum Schutz!
Den Starken zum Trutz!

die Pflicht, den Brief einfach in den Briefkasten zu werfen, damit derselbe an den kaiserlichen Militärsoldaten Gotthilf Knutschke gelangte. Lackstiebel konnte aber seine Neugier nicht bezähmen und nahm den Brief nach Schluß der Schule mit nach Hause auf sein Zimmer, wo er zum Schänder des Briefgeheimnisses wurde. Was gebührt dem Frevler für diese Tat?“

Das kluge Bleichgesicht blickte die anderen Badehosen mit Ausnahme derjenigen des Lackstiebels fragend an. Nach einem längeren, unwilligen Murmeln wurden einzelne Stimmen laut, welche sich zuletzt in dem einstimmigen Ausruf vereinigten: „Ein gehöriger Abdrasch erster Güte.“

Das kluge Bleichgesicht nickte befriedigt und sprach dann weiter: „Ganz meine Meinung, verehrte Bundesbrüder. Jedoch in Anbetracht des Umstandes, daß Lackstiebel durch die Verletzung des Briefgeheimnisses uns gewissermaßen in die Lage versetzt hat, die Vorsehung zu spielen, glaube ich, daß wir ihm für diesmal die Strafe erlassen können, denn er hat es dem Bund der Sieben dadurch in die Hand gegeben, ein Menschenleben zu retten!“

Wieder wurde ein Gemurmel laut, welches aber diesmal einen beifälligen Ton hatte.

„Die Absenderin des Briefes ist eine junge Dame mit Namen Christine Müller, welche den kaiserlichen Militärsoldaten Gotthilf Knutschke treu von Herzen liebt. Der letztere erwidert aber die Liebe der Dame nicht mehr, weil er allem Anscheine nach für seine Liebe nicht genügend mit Nahrungsmitteln bezahlt wird. Das ist eines Mannes unwürdig. Die Dame nimmt sich die Untreue des Knutschke so zu Herzen, daß sie Selbstmord verüben will.“

Als jetzt das kluge Bleichgesicht wieder eine Pause machte, um den Eindruck seiner Worte zu prüfen, nahm Blutsbruder Pannemann, der Rollmops, das Wort.

„Ich muß konstatieren, daß besagte Dame Christine Müller unser Dienstmädchen ist.“

„Umso mehr haben wir Ursache und Grund, der Dame den Schutz unseres Bundes angedeihen zu lassen, da dieselbe im Haushalte eines unserer Bundesbrüder tätig ist und infolgedessen indirekt zu uns gehört,“ unterbrach das kluge Bleichgesicht den Rollmops.

„Fräulein Müller hat außerdem schon oft genug die Beweise geliefert, daß sie unserm Bund sehr wohl gesinnt ist,“ bemerkte jetzt Karl Moor, was mit beifälligem Gemurmel bestätigt wurde.

Das Bleichgesicht sprach hierauf weiter: „Damit ein jeder Bundesbruder nun einen richtigen Begriff der ganzen Sache erhält, werde ich den Brief der Dame vorlesen und das heilige Gericht der Feme kann dann leichter zu einem Entschluß kommen, welche Mittel und Wege einzuschlagen sind, um die Dame vor dem Verderben zu retten, in welches sie durch die Untreue des Militärsoldaten Knutschke blindlings hineinrennt.“

Nachdem er bei diesen Worten den Brief aus seiner Tasche gezogen hatte, las das kluge Bleichgesicht vor:

„Mein lieber, sieser Knutschke!

Nachdem mir meine Herrschaft, was die Pannemann's sind, wieder einen freien Dag bewilligen, verzichte ich aus iebergroßer Liebe zu Dich auf das Vergniegen un schitte Dich mein Herz in dieser wehmudsvollen Stunde aus. Unzählige Tränen sind mir schon die Backen runtergekullert, seit ich Dir das letzte Mal gesehen habe, mein lieber, sieser Knutschke. Wo ist das Versprechen hin, welches Du mir damals gegeben hast, als ich Dir die schene große Blutwurst gegeben hawe, ein andermal sagdest Du mir, Du wirdest mich ewig treu bleiben, das war bei die Gänsekeile, die ich Dir unter großer Mihe vor dem dicken Pannemann gereddet hawe. Ich hawe damals gesagt, der Köter hätte die Keile gefressen.“

Ehe das kluge Bleichgesicht weiter sprechen konnte, wurde er plötzlich von dem Rollmops unterbrochen, welcher die Badehose, das Zeichen seiner geheimen Richterwürde, vom Kopfe gerissen hatte und jetzt ganz entrüstet rief: „Ich verweigere hierzu ganz entschieden meine Hilfe, denn die Blutwurst sollte damals ich gestohlen haben, und für die Gänsekeule hat unser Bundeshund Jro einen ganz gewaltigen Abdrasch von meinem alten Herrn bekommen. Die Keule sollte mein Mittagessen sein,

da ich so lange Schule hatte und am gemeinschaftlichen Mittagessen nicht teilnehmen konnte. Ich habe damals eine ganz gewöhnliche Specksauce zu den Kartoffelklößen essen müssen. Ich werde meinem alten Herrn von den Diebereien der alten Schachtel Mitteilung machen und — —"

„Halt, Rollmops," fiel ihm Karl Moor in die Rede. „Es ist eines Blutsbruders vom Bunde der Sieben durchaus unwürdig, in einer derart verletzenden Weise von einer tief unglücklichen Dame zu sprechen. Ich beantrage, den Rollmops für die Dauer der heutigen Sitzung vom Richtertische auszuschließen. Wer für meinen Vorschlag ist, der erhebe die Hand."

Wie auf Kommando fuhren fünf Hände in die Luft, und der Rollmops mußte sich ohne weiteres in den Beschluß fügen.

In der Ecke stand eine alte Kiste, welche infolge ihres ehemaligen Inhaltes einen penetranten Geruch nach Limburger Käse ausströmte. An diesem Platze mußte Rollmops jetzt Aufstellung nehmen. Mit einem dumpfen Laut stülpte Rollmops die Badehose wieder über seinen runden dicken Kopf und folgte stöhnend dem gebieterischen Wink des Hauptmannes.

Die Strafe war für den Rollmops um so schrecklicher, als er keinen Käse essen, geschweige denn riechen konnte. Zum Glück hatte er eine Tafel Schokolade in der Tasche, von welcher er von Zeit zu Zeit ein Stück abbiß, um die heraufsteigende Uebelkeit zu bekämpfen.

Nachdem so die Freveltat des Uebeltäters ihre Sühne gefunden hatte, las das kluge Bleichgesicht weiter:

„Oh, Knutschke, wie tief unglücklich Du mir gemacht hast, hast Du keine Ahnung. Wenn Du jetzt eine andere Braut Dein nennst, die Dir mehr Würschte und Gänsekeilen geben kann, dann sage es mir. Ich will mir dann gern eine andere Stelle suchen, wo ich auch mehr Keilen krieche und auch mehr Wurscht. Wenn ich auch schon vier Jahre bei Pannemanns bin, un mir das Scheiden von die gute Stelle sehr leid dhun thut, will ich Dich, mein lieber Knutschke, doch gern das Obfer bringen.

For die 1,80 Mk., die ich Dich in Briefmarken neinleche, ich habse meinen Herrn einstweilen abgeborcht, er weiß aber nischt davon, kaufe Dir eine große Wurscht un laß Dir's gut schmecken in Gedanken an Deine Christine.

Nun habe ich noch einen letzten Wunsch, mein lieber, sießer Knutschke. Pannemanns sind nächsten Sonntag, also iewermorchen, wieder den ganzen Tag fort. Da Du doch auch Urlaub hast, so bitte ich Dich, komme zu mir an mein liebegliehendes Herz und wollen wir ein paar scheene Stunden verleben.

Bitte, Bitte, Bitte, mein lieber, sieser Knutschke. En scheener Kaffee un was Extraes for Dich zum Babbeln werde ich schon eriebrigen. Wenn Du nicht kommst, dann nehme ich bestimmt das Raddengift un scheide aus diesen Leben. 3 Mk. for Dich hawe ich auch noch zurückgelegt.

Mit vielen, vielen Kissen und dausend Griesen Deine Dich drei liebende

Christine Müller."

„Wir haben hier den Verzweiflungsschrei eines lebensüberdrüssigen Weibes, verehrte Bundesbrüder," sprach jetzt Karl Moor, und ein beifälliges Murmeln wurde hörbar, welches jetzt sogar sein Echo in der Ecke fand, wo die Käsekiste stand.

„Ich fordere nunmehr zur Beratung auf. Vor allen Dingen müssen wir überlegen, wie die Dame vor dem Untergange zu retten ist, welcher ihr durch diese unglückliche Liebe droht. Den Militärsoldaten Knutschke könnten wir zwar in Abwesenheit verurteilen, zu seiner Geliebten zurückzukehren und ihr das Leben durch seine erneute Treue zu retten, aber dieser Herr würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach an unsern Richterspruch nicht kehren und denselben nicht beachten, da er dem Militärgericht untersteht und dieses, soviel ich weiß, leider keinen Paragraphen führt, welcher eine Bestrafung des Uebeltäters für derartige Vergehen anordnet. Es bleibt uns also nur noch der Weg der List, welchen wir schon oft mit gutem Erfolg beschritten haben. Ich bitte um Vorschläge."

Während alle möglichen Unmöglichkeiten von den Kerlen vorgebracht wurden, erscholl von der Käsekiste her ein Protest, welcher zum allgemeinen Unwillen der Bundesbrüder den Beweis erbrachte, daß man sich vorher bezüglich des beifälligen Murmelns verhört haben mußte, denn der Rollmops opponierte ganz energisch gegen das diebische Dienstmädchen, wie er die unglückliche Christine benamste. Dieser Protest entsprang jedoch weniger einem ehrlichen Entrüstungsgefühl über den kleinen Diebstahl des sonst fleißigen und braven Mädchens, als vielmehr aus krassem Egoismus und Aerger über den Verlust der Gänsekeule, den er allem Anschein nach noch nicht verschmerzen konnte.

Karl Moor, der Hauptmann, welcher dem Sünder schon Verzeihung erteilen wollte, verbannte ihn daraufhin aufs neue an die Limburger Käsekiste, worauf Rollmops es für das ratsamste hielt, zu schweigen.

Das kluge Bleichgesicht konnte sich nicht enthalten, dem widerspenstigen Bundesbruder noch eine moralische Strafpredigt zu halten. Er führte ihm vor Augen, daß es sich hier nicht

darum handelte, eine kleine Unredlichkeit zu bestrafen oder zu richten, sondern, daß man dem ungeschriebenen Gesetz der Liebe den Weg bahnen müsse, denn wenn die Liebe nicht wäre, dann hätten die Mitglieder des Bundes der Sieben keine Eltern und dann existierte der Bund überhaupt nicht und könnte nicht soviel Gutes stiften.

Diese logische Strafpredigt schien auf den Rollmops endlich den erwünschten Eindruck zu machen und er bat sein Vergehen ab, worauf man ihn begnadigte und er an seinen alten Platz wieder zurückkehren durfte.

Der Herkules, mit Namen Georg Weinschenk, Sohn des Droschkenkutschers, schlug vor, den Missetäter mit Gewalt nach der Pannemann'schen Wohnung zu schaffen und ihn seiner verschmähten Braut in die Arme zu führen. Aber dieser Vorschlag wurde sofort als unausführbar verworfen, denn es war leicht möglich, daß Gotthilf Knutschke bei einem Ueberfall von seinem Seitengewehr Gebrauch machte, und dann befand er sich ja auch sicher den ganzen Tag in der Kaserne. Auch war es fraglich, selbst wenn eine gewaltsame Einbringung in die Pannemann'sche Wohnung gelungen wäre, ob er sich wieder in Liebe der Christine Müller zuwenden würde, denn Liebe ließe sich nicht erzwingen, die müsse von selbst kommen.

Diese letztere Behauptung stellte der elegante Lackstiebel auf, welcher behauptete, dies aus Erfahrung zu wissen. Er liebäugelte nämlich beim Verlassen des Schulhauses in ganz unverschämter Weise mit den hohen Töchtern, welche alltäglich seinen Weg kreuzten, und bildete sich nicht wenig auf diese Heldentat ein, welche er kurzweg Liebe nannte.

Einen passenderen Vorschlag fand die Zwecke. Dieser Blutsbruder erzählte, es gäbe einen Liebestrank, welcher, dem Ungetreuen auf irgend eine Weise dargereicht, die beiden Liebenden wieder ganz sicher zusammenbringen würde.

Ein beifälliges Murmeln belohnte den Rat des Glaserjungen. Für das Rezept wolle er schon sorgen, er habe es in seines Vaters Büchern irgendwo gelesen, es handelte sich also nur um die Uebermittelung an den Militärsoldaten Knutschke, und auch denselben zu veranlassen, den Liebestrank einzunehmen.

Hier scheiterte wieder der Vorschlag. Es schien keine Möglichkeit vorhanden, Knutschke den Trunk auf irgend eine Weise beizubringen. Der Hauptmann der Blutsbrüder beschloß, den Fall Müller contra Knutschke einstweilen beiseite zu legen und die zweite Sache erst zu verhandeln, vielleicht fiele in der Zwischenzeit einem der Kerle etwas ein. Und so geschah es.

Der Indianer trat jetzt als Ankläger auf.

Im dritten Stock des Hauses wohnte eine alte Dame, die

dem Bund der Blutsbrüder oft die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte, so daß derselbe schon mehr als einmal in Gefahr war, infolge der heimtückischen Konspirationen des Fräulein Pimpinelle, so hieß die Dame, durch die Gewalt der väterlichen Autoritäten aufgelöst zu werden.

Bisher hatte man sich wenig daraus gemacht, da die Bundesbrüder in ihrer Gutmütigkeit den bissigen Charakter des alten Fräuleins vom menschlichen Standpunkte aus als leicht begreiflich fanden.

Fräulein Pimpinelle stand im 55. Lebensjahre und führte ein liebloses Katzen- und Hundeleben. Und daß verschmähte Liebe den Menschen rasend machen kann, hatten die Blutsbrüder vom Bund der Sieben heute wieder an dem Fall des Fräulein Müller erfahren. Allem Anscheine nach hatte Fräulein Pimpinelle ein gleiches oder ähnliches Schicksal erfahren wie besagte Küchenfee. Sie hatte sich nun zwar nicht mit „Raddengift" das Leben genommen, sondern dem Schicksal die Stirn geboten und mutig weiter gelebt. Ihre Seele verhärtete aber mit der Zeit in der Weise, daß sie allen ihren Mitmenschen, ob groß oder klein, aus dem Wege ging und jeden feindselig und mißtrauisch betrachtete. Da sie den ganzen Tag nur Strümpfe strickte und während dieser angenehmen Beschäftigung immer am Fenster saß, konnte sie beobachten, was auf dem Hofe vorging, und war infolgedessen schon sehr oft Zeuge mancher Rüpelei der Kerle geworden. Und da Fräulein Pimpinelle nie Kinder gehabt hatte, wußte sie auch nicht, daß dieselben, und zwar hauptsächlich die Knaben, gewissermaßen als Vorschule zu ihrem späteren Mannesberufe, derartige böse Streiche ausführen müssen. Die Väter und Lehrer der Uebeltäter kannten Fräulein Pimpinelle sehr genau, da dieselbe gar oft in Begleitung ihrer beiden Hunde erschien und die Schandtaten der Kerle brühwarm erzählte.

Die alte Dame galt darum im Bund der Sieben als ausgesprochene Feindin desselben. Bisher hatte man ihr noch immer verziehen und war großmütig über ihre Denunzierungen hinweggegangen, aber der Indianer hatte die Bundesfeindin heute Mittag bei einem furchtbaren Attentat auf ein sehr wertgeschätztes Mitglied des Bundes überführt, welches unbedingt eine schwere Sühne verlangte.

Doch lassen wir den Indianer selbst erzählen.

„Als ich heute Mittag aus der Schule kam und die Treppe hinaufstieg, hörte ich plötzlich einen Schrei. Oben angelangt, öffnete sich mit einem Male die Tür zur Wohnung des Fräulein Pimpinelle, und zu meiner größten Verwunderung stürzte Fro,

unser Bundesdackel, mit einem Knochen, welcher noch einen beträchtlichen Reichtum an Fleisch besaß, heraus.

„Unter wütendem Geschrei erschien Fräulein Pimpinelle in der Tür und hetzte ihre beiden Köter auf unser Mitglied. Da Iro infolge seiner nur geringen Beschäftigung in letzter Zeit an Umfang bedeutend zugenommen hat, was übrigens ganz offensichtlich einen Beweis für die gute Pflege erbringt, die Iro bei unserm Bundesbruder Rollmops erhält, geriet er sehr schnell in eine kritische Lage, und die beiden feindlichen Pimpinelle-Hunde bissen wütend auf ihn ein, so daß er den Knochen fahren ließ und klägliche Hilfeschreie ausstieß. Ich legte meine Bücher auf die Erde und kam dem Bundeshund zu Hilfe, indem ich die feindlichen Köter durch ein paar wohlgezielte Fußtritte veranlaßte, von Iro abzulassen. Unter Triumphgeheul eilte Iro mit dem Knochen die Treppe hinab. Doch jetzt wandte sich die Wut der alten Dame gegen mich. Als ich mich bückte und die Schulbücher aufhob, stand Fräulein Pimpinelle vor mir und blickte mich mit ihren grünen, schillernden Eidechsenaugen wütend an. „Du Flegel, Du Rüpel, Du Taugenichts!" schrie sie mir ins Gesicht, und klatsch, klatsch, hatte ich eine auf der Backe!"

„Furchtbar! Entsetzlich!" stöhnten die Bundesbrüder dazwischen.

„Da es den Gesetzen des Bundes zuwiderläuft, gegen Erwachsene und noch dazu gegen eine Dame die Offensive zu ergreifen, beschränkte ich mich auf die Verteidigung und wehrte die weiteren Schläge mit meiner rechten Hand ab, wobei ich Fräulein Pimpinelle allem Anscheine nach an ihre lange Nase gestoßen habe, denn sie schrie plötzlich auf und hielt die Hände vor das Gesicht. Diesen günstigen Moment benutzte ich, um einen ehrenvollen Rückzug in Szene zu setzen, der auch bis zur Treppe gelang, hier hetzte die Dame nochmals die Hunde auf mich, und einer von ihnen riß mir ein gewaltiges Loch in die Hose."

Der Indianer schwieg. Sein Bericht war zu Ende.

„Rache! Rache! Furchtbare Rache der Pimpinelle!" schallte es dumpf unter den Badehosen hervor.

Karl Moor, der Hauptmann, ließ schnell die Kugeln an die Blutsrichter austeilen, welche das Schicksal der Pimpinelle besiegeln sollten und stülpte dann den Topf um. Jeder Richter der heiligen Feme erhielt eine weiße und eine schwarze Murmel, der Topf wurde mit Papier überdeckt und in der Mitte ein kleines Loch angebracht. Hierauf ließ einer nach dem andern eine Murmel in das Loch fallen.

Unter großer Feierlichkeit verkündete Karl Moor, daß das

Schicksal von Fräulein Pimpinelle besiegelt sei, denn in der „Urne“ befänden sich sieben schwarze Kugeln.

Beifallsgemurmel der heiligen Femrichter.

Es galt nun, eine exemplarische Strafe für die Uebeltäterin zu ersinnen, welche ihr ein für allemal die Lust verleidete, gegen den furchtbaren Bund der Sieben etwas zu unternehmen. Einer schlug vor, die Angewohnheit der alten Dame, in der Nacht regelmäßig einen verborgenen Ort aufzusuchen, genau kennend, man solle Erbsen auf den Weg streuen, aber dieser Plan wurde sofort wieder verworfen, da es des Bundes unwürdig sei, Menschenleben in Gefahr zu bringen, denn es war leicht möglich, daß die alte Dame einen Arm oder ein Bein brechen konnte. Anderseits war ein gewöhnlicher Hinfall wieder keine exemplarische Strafe für das Verbrechen.

Ein anderer Vorschlag, welcher dahinging, den weißen Spitz der Madame Pimpinelle einzufangen und denselben mit einem unabwaschbaren Färbemittel blau oder rot zu färben, daß die Pimpinelle vor Aerger grün wurde, wurde ebenfalls verworfen.

Das kluge Bleichgesicht hatte während der Beratung nachdenklich das Kinn in seine Hand gestützt und meldete sich jetzt zum Wort. Sofort trat Stille ein.

„Fräulein Pimpinelle muß für alle Zeiten kuriert werden,“ sprach das kluge Bleichgesicht. „Ich habe einen Plan entworfen, welcher unserm Bund alle Ehre machen wird. Derselbe hat gleichzeitig den Vorteil, dem Fräulein Christine Müller eventuell das Leben zu retten und den Militärsoldaten Knutschke an ihr liebendes Herz zurückzuführen.

„Also hört folgendes:

„Unter dem Fenster der Madame Pimpinelle hängt seit einigen Tagen wieder, wie schon so oft, ein Hase. Allem Anscheine nach soll derselbe der Sonntagsbraten unserer Bundesfeindin werden. Diesen Braten müssen wir zu erlangen suchen. Es handelt sich also in erster Linie darum, des Hasen habhaft zu werden, ohne daß Fräulein Pimpinelle etwas davon erfährt.“

Da war natürlich guter Rat teuer, denn das Fenster befand sich im dritten Stock, und außerdem saß Fräulein Pimpinelle, wie schon bemerkt, von früh bis abends am Fenster. Doch ein glücklicher Zufall sollte den Brüdern vom Bunde der Sieben zu Hilfe kommen. Der Indianer wohnte über der Bundesfeindin und hatte den vierbeinigen Wildling ebenfalls schon bemerkt. Da sich sein Fenster direkt über demjenigen der Jungfer Pimpinelle befand, so hatte er sich schon oft in der eines Bundesbruders eigentlich nicht so recht geziemenden Weise

gerächt, indem er einen schweren Gegenstand an einen Faden band und ihn der „alten Scharteke", wie er sie ganz respektwidrig bei sich nannte, beim Herausblicken aus dem Fenster auf den Kopf gleiten ließ, worauf die Feindin mit einem Schrei ins Zimmer zurückfuhr, während der böse Indianer mit Blitzesschnelle das Rachewerkzeug heraufzog.

Infolge dieses für das Femgericht äußerst glücklichen Umstandes erbot sich nun der Indianer, den Sonntagsbraten am andern Abend, wenn Fräulein Pimpinelle sich vom Fenster zurückgezogen und die Rouleaux herabgelassen hatte, mit einer hakenversehenen Stange zu sich heraufzuangeln.

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall.

Die Zwecke wurde vom klugen Bleichgesicht beauftragt, das Rezept des Liebestrankes in seines Vaters Büchern zu suchen und den Liebestrank selbst in seiner Wohnung zu bereiten.

Einen schwierigen Auftrag erhielt Herkules. Er sollte am nächsten Nachmittag im Keller auf der Lauer liegen und den großen Kater des Fräulein Pimpinelle einfangen, welcher sich Tags über zum Mäusefangen im Keller aufhielt.

Doch dieses Amt glaubte Karl Moor, der Hauptmann, besser ausführen zu können. Seine Eltern hatten einen kleinen Laden im Hause. Der Pimpinellekater hatte sich nun schon oft in den Lagerkeller seiner Eltern Eintritt zu verschaffen gewußt und unter den anfgestapelten Vorräten böses Unheil angerichtet. Eine Schadenersatzleistung hatte Fräulein Pimpinelle höhnisch abgelehnt, die Freveltat war also noch nicht gesühnt. Jetzt hatte Karl Moor die Gelegenheit, als Rächer seiner Eltern zu fungieren, und wollte sich dieselbe natürlich nicht entgehen lassen.

Ferner sollte der Rollmops ein großes Küchenmesser mitbringen.

Als hierauf die heiligen Femrichter unter den Badehosen erbleichten, lächelte das kluge Bleichgesicht überlegen und sprach: „Habt keine Sorgen, Ihr Brüder. Wenn auch der Kater der Pimpinelle eine exemplarische Strafe verdient, so ist Eure Furcht doch unbegründet, daß derselbe den Tod erleiden soll. Die heilige Feme verachtet solch unwürdige Rache."

Weiter ließ sich das kluge Bleichgesicht über den gefaßten Plan nicht aus und die Kerle gaben sich, auf seine Klugheit bauend, damit zufrieden.

Nachdem dann noch schnell der Zeitpunkt für die morgige Sitzung festgesetzt worden war, verschwanden die Kerle geheimnisvoll einer nach dem andern.

Der Lackstiebel faßte den Rollmops unter den Arm und trat mit ihm auf den Hof hinaus. In Lackstiebels Arbeits-

stube war noch alles dunkel wie vorher, ein Beweis, daß die Freveltat von vorhin noch nicht entdeckt worden war. Hastig verabschiedete er sich vom Rollmops und eilte hinauf, während dieser wartete, bis die Wäscheleine aus dem Fenster geworfen würde.

Als Lackstiebel oben ankam, öffnete ihm das Dienstmädchen, und aus dem Wohnzimmer schallte die Stimme seines Vaters heraus. An dem Benehmen des Mädchens merkte er in der Tat, daß man ihn bisher noch nicht vermißt hatte, auch war die Tür seines Zimmers noch von außen zugeschlossen. Leise trat Lackstiebel ein und sah sofort, daß ihn seine Ahnung nicht betrogen hatte, denn beim fahlen Mondlicht gähnte ihm an Stelle der glänzenden Spiegelscheibe eine schwarze Oeffnung entgegen, während die Wasserflasche noch unversehrt auf der Konsole stand. Er schlich sich zum Fenster und nestelte die Wäscheleine vom Kreuz los. Bevor er dieselbe jedoch dem unter dem Fenster wartenden Rollmops in die Arme warf, löste er den Stein von der Leine und legte ihn auf den Boden des Zimmers.

Während Rollmops auf dem dunklen Hofe stand und mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Ruhe die Leine zusammenrollte, zuckte er plötzlich zusammen und richtete sein gutmütiges Vollmondsgesicht nach oben. Aus Lackstiebels Zimmer war plötzlich ein Schrei herausgedrungen, und dann polterte und klirrte es so gewaltig, als wenn zehn Trumeaus mit einem Male zertrümmert würden.

Noch ehe Rollmops die Ursache und den Zweck dieser höchst merkwürdigen Erscheinung in seinem geistreichen Gehirn sich zusammenreimen konnte, hörte er eine erschrockene männliche Stimme aus Lackstiebels Zimmer schallen, und die drohende Gefahr instinktiv witternd, raffte Rollmops jetzt den Rest der Leine etwas schneller zusammen und eilte, so schnell es ihm seine ererbte Körperfülle gestattete, über den Hof.

Doch das Schicksal eilt schnell. Einige Nasenlängen von der Hoftür entfernt, fiel Rollmops über das herabhängende Ende der Wäscheleine und verzögerte dadurch sein Verschwinden hinter der schützenden Pforte um einige Sekunden, welche gerade genügten, um Herrn Puritz, Lackstiebels Vater, die Erkenntnis beizubringen, daß der dicke Sohn des Hauswirts Pannemann in tückischer Absicht einen Stein in das Arbeitszimmer seines Jungen geschleudert und durch diesen Stein den großen Trumeau zertrümmert hatte.

Wohl schlug Lackstiebel das Gewissen über den schnöden Vertrauensbruch, aber erstens huldigte er dem Grundsatz: Jeder ist sich selbst der Nächste und zweitens konnte ihm Rollmops auf

keinen Fall die Intrigue beweisen. Weshalb hielt er sich denn solange unter seinem Fenster mit der Wäscheleine auf?

Lackstiebel hatte, während Rollmops noch unter seinem Fenster stand, die Wasserkaraffe ebenfalls von der Konsole heruntergeholt. Dann schleuderte er dieselbe mit einem fürchterlichen Radau in die am Boden liegenden Spiegelscherben und rumorte außerdem noch mit einem hinter dem Ofen stehenden Spazierstock in den Scherben herum. Dem zu Tode erschrockenen Herrn Puritz, sowie seiner Mutter und dem Dienstmädchen erzählte Lackstiebel mit fliegendem Atem, daß soeben ein Stein hereingeflogen wäre und den Spiegel zertrümmert hätte.

Unter anderen Umständen wäre Herr Puritz vielleicht geneigt gewesen, an eine Rüpelei seines Sohnes zu glauben, aber die ganze Situation war so wahrscheinlich, daß er ihm Glauben schenkte und schnell ans Fenster eilte, um den Uebeltäter vielleicht noch zu entdecken. Mit einem vergnügten Lächeln trat Herr Puritz dann wieder zurück, indem er sprach:

„Der dicke Hauswirtsrange hat's getan."

In Gedanken freute er sich schon darauf, was Pannemann, der Hauswirt, für Augen machen würde, wenn er ihm den Spiegel ersetzen mußte. Daß schon vorher ein Sprung darin gewesen war, brauchte er, Puritz, ja nicht zu verraten. Bei sich schlug er dann noch dreißig Prozent auf die ursprünglichen Kosten darauf und verließ dann vergnügt sein Söhnchen, nachdem er sich noch mit einem Blick nach der Uhr überzeugt hatte, daß es für heute Abend zu einem Besuch des Hauswirtes schon zu spät sei.

Ohne im geringsten in seinem Wohlbefinden durch das über dem Haupte des Bundesbruders sich zusammenziehende Gewitter gestört zu sein, half Lackstiebel, leise vor sich hinpfeifend, dem Dienstmädchen bei der Entfernung der Trümmer. Bei dieser Arbeit wurde denn auch der Stein gefunden, welchen Lackstiebel seinem Vater gleich darauf im Wohnzimmer feierlichst überreichte.

Am andern Mittag, Rollmops saß gemütlich in seinem Arbeitszimmer und schlenkerte mit den Beinen hin und her, indem er ab und zu Schokoladenplätzchen aus einer Tüte naschte, ertönte plötzlich im schrillen Tone die Korridorglocke. Gleich darauf vernahm Rollmops mit aufsteigender Uebelkeit die Stimme von Lackstiebels Vater, welcher in scharfem Tone das Dienstmädchen, jene unglückliche Christine Müller, nach Herrn Pannemann fragte. An dem feierlichen Füßescharren und dito Türanklopfen hörte Rollmops, daß der unerhoffte Besuch bei seinem Vater eingetreten war.

Zwischen der aufsteigenden Furcht kam ihm der Gedanke, daß der Lackstiebel trotz des Versprechens auf den Blutschwur

gepetzt haben könnte. In düsteren Gedanken an die Möglichkeit dieser furchtbaren Tat zu einem unförmlichen Fleischklumpen zusammengesunken, öffnete sich plötzlich die Tür und Herr Pannemann mit finster drohendem Blick, gefolgt von Herrn Puritz, welcher seine süßeste Miene aufgesteckt hatte, sowie dem Lackstiebel, traten über die Schwelle.

Die Gesichter der drei Personen verschwammen vor dem Blick des Rollmops zu einer einzigen gigantischen Grimasse, aus welcher von Zeit zu Zeit das ungläubig entsetzte Schütteln seines Vaters und das fröhliche Nicken des Herrn Puritz hervortauchte. Erst als Lackstiebel, welcher sich im Hintergrunde hielt, den Finger zum Zeichen des Schweigens an den Mund legte, atmete er etwas erleichtert auf und faßte sich. Allem Anscheine nach hatte Lackstiebel den Schwur nicht gebrochen. Doch gleich darauf trat der alte Zustand wieder ein.

„Herr Puritz behauptet, er habe Dich gestern Abend gesehen, wie Du einen Stein in das Zimmer seines Sohnes geworfen und dabei den Trumeau zertrümmert hast," richtete Herr Pannemann das Wort an seinen ihm so sprechend ähnlichen Sohn. Wie Trompetenstöße des jüngsten Gerichts zitterten dem armen Rollmops diese Worte an sein Trommelfell und er schnappte wie eine gemästete Gans nach einer Antwort, doch nur ein unterdrücktes Stöhnen entrang sich seinem Munde.

„Lüge nicht! Gestehe, ob Du diesen Stein wirklich, wie Herr Puritz behauptet, in das Zimmer geworfen hast! — Ja oder nein!" schrie ihn sein Vater an, dabei das Corpus delicti vor seinen Augen herumfuchtelnd.

Rollmops stand der Angstschweiß auf der Stirn. Gewiß hatte er den Stein geschleudert, aber — oh, dieses Versprechen auf den Schwur, das durfte er auf keinen Fall brechen — also stieß er nur ein ersterbendes „Ja" hervor.

Die Tüte mit den Schokoladenplätzchen in seiner Hand hatte er schon längst zu Brei zerquetscht, und als er sich über das Gesicht strich, um den Schweiß abzuwischen, sah er aus wie ein Schornsteinfeger. Der boshafte Lackstiebel versteckte sich bei diesem Anblick hinter seinem Vater, um das Lachen verbeißen zu können.

Pannemann Vater sprach kein Wort weiter. Er wandte sich zur Tür und die beiden andern folgten ihm. Lackstiebel suchte heuchlerischerweise dem Freunde durch einige Gesten Mut zuzusprechen, und dann war Rollmops wieder allein mit seinen Nöten.

Im Zimmer Herrn Pannemanns spielte sich gleich darauf der geschäftliche Teil der Affäre ab. Herr Puritz unterschrieb die Quittung über den Betrag für den zertrümmerten Trumeau.

und war gerade dabei, die Summe in blanken Fünfmarkstücken einzustreichen, als ihn sein Söhnchen leise am Aermel zupfte und auf die zerbrochene Wasserflasche aufmerksam machte.

„Richtig, mein Sohn," bestätigte Herr Puritz, „das hätte ich beinahe vergessen."

„Den Betrag von fünf Mark für die Wasserflasche, welche ebenfalls zertrümmert wurde, werde ich mir erlauben, von der nächsten Miete in Abzug zu bringen, Herr Pannemann," flötete Lackstiebels Vater dem Hausbesitzer zu, und dieser zog wütend sein buntkariertes Taschentuch heraus, um in heftigen Trompetenstößen aus der Nase seiner Empörung Luft zu machen.

Merkwürdigerweise wartete Rollmops vergeblich auf das Strafgericht. Es vergingen drei Stunden, es vergingen vier Stunden, sein alter Herr ließ sich nicht sehen. Mit einem Wonnegefühl nahm er sogar wahr, daß sein Vater mit Eintritt der Dunkelheit die Wohnung verließ, um wie gewöhnlich seinen Klub aufzusuchen.

Rollmops wartete hierauf noch eine Stunde und steckte dann die zum Femgericht unbedingt erforderliche Badehose in die Tasche, worauf er sich nach der Küche begab, um das Messer, welches gebraucht wurde, zu suchen.

Er konnte es nicht unterlassen, hierbei das Gesicht der Christine Müller, seiner Eltern Dienstmädchen, auf seine Lebensüberdrüssigkeit zu untersuchen, mußte sich aber kopfschüttelnd gestehen, daß dazu wohl ein besonderer Kennerblick nötig sei, denn die holde Küchenfee, welche in ihrem Körperumfang mit Pannemann Vater und Sohn wetteiferte, machte einen ganz vergnügten Eindruck. Oder sollte dieser Zustand der sogenannte Galgenhumor sein, welcher sich bei vielen Menschen noch kurz vor dem Tode einstellte?

Es mußte wohl so sein, denn Fräulein Müller verschlang trotz des gekauften „Raddengiftes" soeben den dritten Teller der kräftigen Hausmannskost, welche vom Mittagessen übrig geblieben war. Nachdem Rollmops das Küchenmesser unauffällig in seinem Rockärmel hatte verschwinden lassen, drückte er sich aus der Küche, um den Keller zur heutigen Sitzung aufzusuchen.

Die Zwecke hatte sich einige Stunden mit seines Vaters Büchern zu schaffen gemacht und auch endlich das Rezept gefunden. Während sich nun in der Wohnung Pannemanns die beschriebene Szene abspielte, wanderte die Zwecke wohlgemut mit seiner Botanisierbüchse über die Schulter hinaus vor die Stadt auf die große Wiese, welche speziell als Weideplatz für die Schafe diente. Hier fand er alle Kräuter, welche zum Brauen des Liebestranks erforderlich waren. Nachdem die Büchse zur Hälfte mit den Kräutern des Liebestrankes ange-

füllt war, suchte er noch eine große Anzahl schwarzer Kugeln und schlug dann vergnügt den Heimweg wieder ein.

Zu Hause brodelte und kochte er dann nach Herzenslust. Er hatte keine Mutter mehr und war mit seinen Schwestern den ganzen Tag allein, während der Vater arbeitete.

Der Liebestrank erwies sich nach Fertigstellung als eine dicke, schwarze Brühe, welche einen widerlichen Geruch ausströmte. Die Zwecke setzte den Topf zum Erkalten ans Fenster und füllte dann den Inhalt in eine Bierflasche. Stolz humpelte er hierauf am Abend nach dem Vorderhause.

Weit größere Schwierigkeiten stellten sich Karl Moor und dem Indianer in den Weg.

Der erstere gebrauchte zum Fang des Pimpinellekaters den ganzen Nachmittag. Zuletzt konstruierte er eine höchst einfache, aber praktische Falle, indem er in einem leeren Keller ein Faß mit der Oeffnung auf den Boden legte, dasselbe an einer Seite emporhob und mit einem zirka 25 Zentimeter langen Hölzchen stützte. Mit einem Seufzer opferte der Hauptmann der Kerle dann ein Stück saftige Wurst, welches er in die Mitte unter das Faß legte. Zuletzt band er einen dünnen Faden an das Hölzchen und kauerte sich in einen Winkel des Kellers, das Ende des Bindfadens in der Hand haltend.

Eine halbe Stunde lang überwand der Pimpinellekater den mächtig aufsteigenden Appetit. Erst saß er lange und gleichgültig mit feurigen Augen in der Ecke und betrachtete den Leckerbissen, hierauf begann er das Faß zu umkreisen und kroch dann plötzlich mit großer Vorsicht unter dasselbe. Ein Schlag — ein Schrei — der Pimpinellekater war gefangen. Karl Moor schaffte hierauf einen Sack herbei und machte sich daran, den Feind aus seinem Versteck zu locken. Er hob das Faß an einer Seite vorsichtig hoch und hielt den Sack an die Oeffnung. Mit einem Sprung war der Kater in dem Sack, und triumphierend band der Hauptmann der Kerle denselben zu.

Für den Indianer bestand die größte Schwierigkeit darin, die lange Stange, welche zur Enteignung des Hasen dienen sollte, nach seiner Wohnung hinaufzuschaffen. Wenn ihm jemand auf der Treppe begegnete, fiel der Verdacht sofort auf ihn, falls Fräulein Pimpinelle den Verlust des Sonntagsbratens entdecken sollte. Er entschloß sich daher, das Enteignungsverfahren ohne die Stange mit einem einfachen Stricke auszuführen. Zu diesem Zwecke bog er sich von einem großen Nagel einen Angelhaken zurecht, befestigte denselben an einem Ende des Strickes und wartete den Eintritt der Dunkelheit ab. Als das Geräusch des herabgelassenen Rouleaus längere Zeit vorüber war, begann der Indianer seinen Fischzug. Mit großem Ge-

schick wußte er es zu verhindern, daß der Haken auf das Blech des Fensterbrettes aufschlug und so zum Verräter des schwarzen Planes wurde.

Endlich war es ihm gelungen, den Haken geschickt zwischen die beiden Vorderbeine, welche zusammengebunden waren, zu dirigieren. Ein paar kraftvolle Rucke und an der Schwere des Strickes merkte der Indianer, daß das Häslein sich in der Fischangel gefangen hatte.

Doch beinahe hätte ein böses Mißgeschick den bis jetzt so großartig gelungenen Plan im letzten Moment zum Scheitern gebracht. Sei es, daß der Indianer in der Freude des ersten Augenblickes nicht fest genug zugriff oder daß sich die Schlinge gelockert hatte: der Hase entglitt plötzlich seinen Händen und sauste in die Tiefe, vorerst am Fenster der Pimpinelle mit einem kräftigen Schlag seine Niederfahrt verkündend.

Mit pochendem Herzen und angehaltenem Atem hörte der Indianer, wie das Fenster unter ihm schnell geöffnet wurde und jemand in die Nacht hinauslauschte. Als jedoch alles ruhig blieb, beugte er sich vor und bemerkte, daß die Luft rein war. Schnell verließ er die Wohnung und eilte hinunter auf den Hof, wo der Hase verlassen unter dem Fenster lag.

Der Indianer verbarg ihn unter seiner Jacke und schlüpfte dann hinab in den Keller, wo man ihn schon längst erwartet hatte. Der Hauptmann berichtete soeben den Fang des Pimpinellekaters, worauf der Indianer ebenfalls Bericht erstattete, das Häslein unter dem beifälligen Gemurmel der anderen Kerle unter seiner Jacke hervorholte und dem Hauptmann überreichte.

„Schafft die Schlachtbank herbei, Ihr Brüder vom Bunde der Sieben," befahl der Hauptmann, und schnell wurde eine mittelgroße Kiste an den Sitzungstisch herangetragen.

„Hiermit überreiche ich Dir das Schlachtmesser, Herkules," wandte sich der Hauptmann dann an diesen. „Walte Deines Amtes und entkleide den Delinquenten seines Felles."

Herkules hatte öfters bei einem Wildbrethändler die Gänge besorgt und wußte aus diesem Grunde mit dem Abziehen und Ausnehmen von Hasen sehr gut Bescheid. Die andern Kerle sahen ihm voller Bewunderung zu, wie er das Messer ansetzte und dem toten Hasen mit einem sicheren Schnitt den Bauch aufschlitzte. Hurtig wurde dann das Fell herabgezogen, und in kurzer Zeit lag der Sonntagsbraten des Fräulein Pimpinelle fein hergerichtet auf der Schlachtbank.

Jetzt blickten die Bundesbrüder das kluge Bleichgesicht an, da keiner wußte, was weiter geschehen solle.

„Verehrte Brüder!" sprach dieser hierauf. „Die Strafe, un-

serer Bundesfeindin den Sonntagsbraten zu entziehen, ist noch nicht hart genug. Ich habe Euch dieserhalb den Vorschlag zu machen, den gefangenen Pimpinellekater in das Fell einzunähen und denselben an Stelle des Hasen wieder am Fenster des Fräulein Pimpinelle aufzuhängen.“

Das kluge Bleichgesicht konnte vorerst nicht weitersprechen, denn die Freunde erhoben ein furchtbares Beifallsgeheul, so daß der Hauptmann in einem fort durch Herumtrommeln auf dem Kochtopf Ruhe gebieten mußte.

Endlich konnte das kluge Bleichgesicht weiter sprechen. „Der Hase wird am Fell aufgehängt, und der Schrecken, welcher das Fräulein Pimpinelle überläuft, wenn sie gewahr wird, daß der Hase lebt und sich ihrer Hand entwindet, wird uns reichlich entschädigen für die Missetaten, die sie unserm Bund zugefügt hat. Die Arbeit des Aufhängens an dem Fenster des Fräulein Pimpinelle muß unser Bruder, der Indianer wieder übernehmen.“

„Wir kommen jetzt zum zweiten Fall,“ sprach Karl Moor. „Es gilt, uns jener Unglücklichen anzunehmen, welche sich aus Liebeskummer das Leben nehmen will. Da es nach unseren Gesetzen ohnedies streng verboten ist, das konfiszierte Gut der Jungfer Pimpinelle in unserem Interesse zu verwenden, schlage ich vor, den Braten der unglücklichen Christine Müller zu stiften, welcher es mit Hilfe desselben sicher gelingen wird, den Militärsoldaten Knutschke wieder zur Treue zu bewegen und sich selbst vor dem sicheren Tode durch Rattengift zu bewahren. Daß besagter Knutschke morgen kommt, dafür habe ich gesorgt, indem ich in dem Briefe die Zahl „3 Mark“ in „10 Mark“ umgewandelt habe. Außerdem fügte ich am Schlusse des Briefes in der Handschrift der unglücklichen Christine Müller den Vermerk an, daß sie ihm zu Liebe einen saftigen Hasenbraten fabriziert habe, wovon er den Restbestand mit in die Kaserne nehmen dürfe. Da die Eltern unseres Bruders Rollmops die angesagte Partie unternehmen, kann Fräulein Müller den Hasen in aller Ruhe braten.

„Der Rollmops erhält die Aufgabe, den Hasen heute Abend oder morgen früh mit dem Liebestrank am Küchenfenster seiner Wohnung aufzuhängen. An den beiden Gegenständen wird dieser Zettel befestigt, welcher die vom klugen Bleichgesicht verfaßten Verse enthält:

Damit der Knutschke Dir bleibt treu,
Brat' knusprig ihm den Hasen,
Und frage nicht, woher er sei,
Denk, er sei hergeblasen.

Und daß die Liebe hält auch Stand,
Reich ihm gleich nach dem Essen
Die Flasche mit dem Liebestrank,
Er wird Dich nie vergessen."

Wieder brach ein unendlicher Jubel los, als Karl Moor geendet hatte.

Dann entfalteten die Bundesbrüder eine regsame Tätigkeit. Es war ein schweres Stück Arbeit, dem Pimpinellekater das Hasenfell über die Ohren zu ziehen, aber es gelang. Zwar trugen einige der Kerle ganz empfindliche Schmarren davon, dieselben wurden aber infolge des in Aussicht stehenden Genusses gern in Kauf genommen. Dann befestigte man den Haken oben am Kopfe, so daß der Kater, wenn er aufgehängt wurde, wie in einem Sacke in dem Hasenfell hing.

Das kluge Bleichgesicht hatte von seinem Vater eine Chirurgennadel mitgebracht und nähte mit derselben geschickt das Hasenfell am Bauche zusammen.

Zwar hätte man gern durch eine Probe sich von der Sprungfähigkeit des Katerhasen überzeugt, aber das Experiment war in Anbetracht der Fixigkeit des Pimpinellekaters sehr gewagt, und man steckte ihn deshalb schnell in den Sack.

Die Flasche mit dem Liebestrank und den abgezogenen Hasen ließ der Rollmops die Nacht hindurch im Keller liegen, da es sehr gefährlich war, die beiden Gegenstände schon am heutigen Abend aufzuhängen, weil seine Mutter eventuell noch in der Küche herumhantierte.

Die Sitzung war jetzt geschlossen. Zuerst schlich der Indianer mit seinem Katerhasen im Sack hinauf und erreichte ungesehen seine Wohnung in der vierten Etage.

Fräulein Pimpinelle hatte allem Anscheine nach schon das Bett aufgesucht, denn als der Indianer den Kopf zum Fenster hinaussteckte, tönte nicht das geringste Geräusch zu ihm herauf. Mit äußerster Vorsicht machte er sich daran sein Werk zu vollenden. Der Kater verhielt sich eigentümlicherweise ganz ruhig. Ohne ein Glied zu rühren, ließ er sich den Strick an den Haken binden und schwebte gar bald zwischen Himmel und Erde.

Doch plötzlich kam seine Katernatur zum Ausbruch. Nur noch einen Meter von dem Haken, an welchem er die Nacht über hängen sollte, entfernt, geriet er plötzlich in solche heftig zappelnde Bewegungen, daß dem Indianer der Angstschweiß auf die Stirn trat. Es war direkt unmöglich, das Tier in diesem lebendigen Zustande aufzuhängen.

Doch es sollte noch besser kommen. Der Hase stieß mit

einem Male seiner Hasennatur zum Trotz klägliche Miaurufe aus.

Jetzt ergriff den Indianer Todesangst. Am liebsten hätte er das Tier in die Tiefe fallen lassen, aber dann wäre der Kater sicher tot gewesen, und dieses Verbrechen wollte er nicht auf sein Gewissen laden. Auch hielt ihn das Mitleid davon ab.

Die Rufe des Kater-Hasen wurden immer lauter und kläglicher. Da gelang es dem Indianer, das sonderbare Geschöpf auf das Fensterbrett von Fräulein Pimpinelles Fenster zu bugsieren, und wie auf Kommando verstummten die Miaulaute. Offenbar fühlte sich der Kater jetzt, wo er einen festen Halt unter sich hatte, wieder in Sicherheit.

Nachdem der Indianer einen Augenblick gelauscht hatte, ob niemand durch das Miaugeschrei aufmerksam geworden sei, versuchte er nochmals, das Tier an den Haken zu hängen. Doch kaum zog er den Strick in seiner Hand etwas an, als wieder dieselben Klagelaute ertönten. Hierauf ließ der Indianer den Bindfaden fallen. Nach längerer Zeit überzeugte er sich davon, daß der verkappte Kater zusammengekauert auf dem Fensterbrett hockte und allem Anscheine nach über sein ferneres Los als Hase nachdachte, denn er zuckte mit keinem Gliede.

Am andern Morgen wurde Fräulein Pimpinelle durch sonderbare Töne aus ihrem Schlummer emporgeschreckt. Sie rieb sich ärgerlich die Augen.

Doch horch! Was war das? Klang das nicht wie der Schrei ihres Katers vom Fenster her? Richtig, sie hatte sich nicht getäuscht, soeben ertönte wieder ein ganz deutliches „Miau". Kopfschüttelnd stieg sie aus dem Bett und trat ans Fenster. Doch mit einem Schreckensschrei ließ Fräulein Pimpinelle den gefaßten Vorhang fallen.

War so etwas möglich? Hockte da nicht der Hase auf dem Fensterbrett draußen?

Ein zweiter Blick überzeugte die zitternde Dame davon, daß sie sich nicht getäuscht hatte — der Hase, welcher gestern noch unter dem Fenster am Haken hing, saß lebend draußen auf dem Fensterbrett.

Ihre beiden Hunde hatten sich jetzt zu ihr gesellt und spitzten die Ohren beim Anblick des Kater-Hasen. Nach längerem Ueberlegen entschloß sich Fräulein Pimpinelle, das Fenster zu öffnen und die weitere Entwickelung der Dinge zu verfolgen. Vorsichtig drehte sie den Wirbel auf und es entstand eine handbreite Oeffnung.

Im nächsten Moment stieß sie jedoch einen Schreckensruf aus und schlug mit den Armen wie wild um sich. Der ver-

meintliche Hase hatte sich blitzschnell durch die Oeffnung gedrängt und sprang seiner Herrin, wie so oft am Tage, auf den Rücken.

Dann entstand eine aufregende Szene im Zimmer. Die beiden Hunde machten Jagd auf das seltsame Wild, welches mit beispielloser Gewandtheit an den Bettpfosten und Wänden in die Höhe kletterte, über die Etageren hinwegsprang und dabei sämtliche Nippsachen herunterwarf. Einmal saß der Hase auf dem Ofen und dann wieder auf dem Schranke, die Hunde wie toll hinter ihm her.

Fräulein Pimpinelle schrie und weinte. Endlich hatte sie die Kraft, zur Tür zu eilen und dieselbe zu öffnen. Mit einem Satz sprang der Hase vom Schranke und jagte zur Tür hinaus, die Hunde in tollen Sprüngen hinter ihm her. Doch eigentümlicherweise war der Hase schneller als seine Verfolger. Es gelang ihm, den Hof zu erreichen und auf dem Kistenstapel einen vorläufigen Zufluchtsort zu finden, welchen nun die beiden Köter bellend umsprangen.

Der Indianer, welcher ein Frühaufsteher war, ging gerade an der Tür des Fräulein Pimpinelle vorüber, als der Kater-Hase, von den Hunden verfolgt, heraussprang. Sein Herz hüpfte vor Freude, als er mit einem Blick die Verwüstung im Zimmer erspähte. Ein zweiter Blick traf das Fräulein, das im Hemd einen geradezu überwältigend komischen Anblick bot.

Mit einem Krach schlug Fräulein Pimpinelle die Tür ins Schloß, während der Indianer, mit einem schadenfrohen Grinsen auf dem Sommersprossengesicht, die Treppe hinabstieg. „So rächt der Bund der Sieben sich furchtbar an seinen Feinden," murmelte er.

Eine Stunde später verließen Pannemanns, von schönstem Sonntagswetter begleitet, das Haus. Der Rollmops sprang jetzt, so schnell es seine Körperfülle erlaubte, aus dem Bett, da er sich seiner Pflichten erinnerte. Fröhlich pfiff er während des Ankleidens vor sich hin. Allem Anscheine nach wollte ihn sein alter Herr wegen des zertrümmerten Spiegels wieder einmal, wie schon so oft, mit Verachtung strafen. Trotzdem Herr Pannemann Vater diese Strafe als die härteste für seinen Sohn erdacht hatte, war sie dem Rollmops doch am liebsten.

Eine halbe Stunde später stieg er in den Keller, um den Liebestrank und den Hasen heraufzuschmuggeln. Beinahe wäre es ihm ergangen, wie dem Fräulein Pimpinelle, denn als er nämlich an das Versteck herantrat, saß ein Hase da und schickte sich eben an, den andern Hasen aufzufressen. Aber Rollmops' Gedächtnis arbeitete ganz gegen seine sonstige Gewohnheit diesmal fieberhaft schnell. Lachend verscheuchte er den Kater-

Hasen, welcher soeben sein Frühstücksmahl in Angriff nehmen wollte, und wickelte dann die Flasche und den abgezogenen Hasen in ein Papier.

Alles klappte vorzüglich. Kaum war Rollmops in seinem Zimmer angelangt, als Christine Müller sich anschickte, einen Gang zu besorgen. Als sie die Wohnung verlassen hatte, eilte Rollmops nach der Küche und hing die Liebesgabe vom Bund der Sieben an dem zu solchen Gelegenheiten unter dem Fenster befindlichen Haken auf. Dann eilte er wieder nach seinem Zimmer, kleidete sich noch einmal aus und kroch ins Bett, damit Fräulein Müller ihn nicht verdächtigen konnte.

Doch seine Befürchtung war unbegründet. Nachdem er noch zwei Stunden im Bett gelegen hatte, vernahm er plötzlich ein heftiges Pochen aus der Richtung, wo die Küche lag. Fräulein Christine Müller hatte die sonderbare Liebesgabe mit dem poetischen Gedicht sehr bald entdeckt und zögerte, dem Verlangen der Spender entsprechend, nicht lange, das Geschenk anzunehmen. Lustig hämmerte sie auf dem Hasen herum, spickte ihn auf und gar bald erfüllte würziger Duft die Pannemannsche Wohnung und das ganze Haus.

Knutschke fand sich, wie Rollmops hinter der Tür lauschend, feststellte, mit soldatischer Pünktlichkeit, beim Geruch des saftigen Bratens wie ein Kriegsgott strahlend, in der Pannemannschen Wohnung ein. Gutmütig schmunzelnd, ihr einige Male die dicken Backen streichelnd, nahm er die Begrüßung von Christine Müller in Empfang, ohne eine Ahnung zu haben, daß er den seltenen Schmaus dem Bund der Sieben zu verdanken hatte.

Wehmütig blickte ihm Christine zu. Es hatte den Anschein, als ob Knutschke seit seinem letzten Besuche noch nichts wieder gegessen hätte, denn er hatte bereits die dritte Keule in Arbeit und nur noch ein Stückchen vom Rücken lag einsam auf dem Bratenteller neben dem Haufen abgenagter Knochen. Da würde für Christine Müller, welche auch gern einen guten Happen aß, wenig abfallen, geschweige denn ein Teil für Knutschke zum Mitnehmen übrig bleiben. Und es traf ein, wie die Aermste kalkuliert hatte. Nach einer weiteren Pause wischte sich Knutschke behaglich den Mund an dem Handtuch ab und bat mit liebenswürdigem Lächeln sein „Schnuckelchen", wie er sie heute nannte, um ein Stück Papier. In dieses Papier wickelte er sorgfältig die letzte Keule ein und ließ das Paketchen in der Schlippe seines Rockes verschwinden.

Jetzt hielt Christine Müller es an der Zeit, ihm den Liebestrank zu servieren. Sie wußte, daß er nach dem Essen einen guten Trunk liebte, und stellte ihm die Flasche auf den

Tisch. Sie selbst hatte an dem Inhalt gerochen und mußte sich sagen, daß derselbe keineswegs angenehm duftete, aber vielleicht schmeckte das Zeug gar nicht so übel, denn Käse schmeckte doch auch sehr gut und hatte einen fatalen Geruch.

Knutschke bemerkte jetzt mit verstohlenem Augenzwinkern, wie sein „Schnuckelchen“ ihr Portemonnaie herauszog und dann einen Taler auf den Tisch legte.

Er rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Was sollte das heißen? In dem Briefe stand doch ganz deutlich, daß sie ihm 10 Mark geben wollte.

„Erst mit einem kräftigen Schluck gestärkt und dann der Sache auf den Grund gegangen,“ nahm sich Knutschke vor und setzte die Flasche an den Mund.

Christine Müller wich bleich wie eine Kalkwand zurück, denn Knutschke stieß einen gurgelnden Laut aus, während seinem Munde eine dicke, schwarzgrüne Flüssigkeit entquoll. Aufstöhnend griff er nach seiner Mütze und war im nächsten Moment verschwunden, noch ehe die unglückliche Christine ihn zurückhalten konnte.

Trotz des schrecklichen Augenblickes — Knutschke war der Meinung, seine Geliebte wolle ihn vergiften — hatte er noch die Geistesgegenwart, den Taler blitzschnell vom Tische zu nehmen.

Der Liebestrank übte eine gegenteilige Wirkung aus, was übrigens bei der merkwürdigen Zusammensetzung desselben nicht wunder nehmen konnte. Die Hauptbestandteile des Liebestrankes — die kleinen, runden Kugeln — stammten von Schafen.

Knutschke kam nicht wieder und Christine Müller lebt heute noch. — —

Die Sache hatte übrigens noch ein kleines Nachspiel. Fräulein Pimpinelle schöpfte noch am selben Tage Verdacht. Derselbe wurde bestärkt, als sie eine Etage tiefer stieg und den Bratengeruch des Hasen, welcher nur aus der Wohnung ihres Hauswirts kommen konnte, witterte.

Unzählige Male schlich sie an der Korridortür vorüber, ehe sie den Entschluß faßte, bei Pannemanns vorstellig zu werden. Als es klingelte, war Christine gerade in höchster Entrüstung über das undankbare Verhalten Knutschkes. Kaum hatte Fräulein Pimpinelle ein paar Worte wegen des Hasen hervorgestottert, als ihr Christine mit den Worten: „Was woll'n Sie, Sie olle Schraube!“ die Tür vor der Nase zuschlug. Entsetzt schlich Fräulein Pimpinelle tief geknickt nach oben.

In den nächsten acht Tagen trieb sich ein merkwürdiges Individuum im Pannemannschen Hause herum. Es war ein Hase. Eigentümlicherweise sprang derselbe wie eine Katze auf

den Dächern und Kisten umher, so daß es niemand gelang, den merkwürdigen Vierfüßler zu fangen. Einige Bewohner behaupteten sogar, daß das sonderbare Vieh miauende Laute von sich gäbe.

Doch eines Tages war das Tier verschwunden. Zur selben Zeit kehrte auch der Pimpinellekater, welcher gleichzeitig mit dem Hasen auf Reisen gegangen war, von seiner Durchgängerfahrt zurück.



Der Bund der Sieben.

